



Jubiläumsbuch 2016

Jubiläumsbuch 2016



Stiftung Ökumenisches Lernen
in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Braunschweig

„Die Stiftung will in jungen Menschen ein Lebensverständnis wecken, das die Würde des einzelnen Lebens, unabhängig von der gesellschaftlichen Bewertung, versteht als das jedem Menschen gegebene Geschenk des versöhnenden Gottes. Dabei sollen die in Welt und Gesellschaft markierten Grenzen als überschreitbar wahrgenommen werden. Die Stiftung verfolgt diesen Stiftungszweck, indem sie Möglichkeiten der Begegnung und des Miteinanderlebens schafft und Wege weist, als Christenmenschen diese Welt als Gottes Schöpfung in der Perspektive seines Friedens (Schalom) zu entdecken, zu erleben und zu gestalten.“

*Aus der Satzung der Stiftung „Ökumenisches Lernen“
in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Braunschweig*



Stiftung Ökumenisches Lernen
in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig



Mitglieder aus Vorstand und Kommission bis 2016
v.l.n.r. Thomas Hofer, Winfried Steen, Jutta Sonnenberg, Jürgen Franke, Martina Helmer-Pham Xuan, Wolfram Bäse-Jöbges, Annegret Heumann, Ulrike Hesselbach, Harald Welge, Raimund Hirsch, Lars Dedekind
Es fehlen: Daniela Rehmet-Bressem und Svenja Hannig

Idee der Stiftung	S. 9
Seminare und Begegnungsfahrten	S. 19
Auslandsaufenthalte in den Partnerkirchen und -projekten	S. 49
Zu Gast in Braunschweig	S. 89
Stiftungsleben	S. 94
Chronik	S. 104
20 Jahre Stiftung Ökumenisches Lernen	S. 113



Zukunftsgedicht

Was ist Zukunft?
Zukunft ist Zeit,
Zeit die kommt.
Kommt sie bald?

Zukunft ist Frage,
Frage nach Weg.
Welcher ist richtig,
welcher schlecht?

Zukunft ist Fehler,
Zukunft ist Stolz,
biegsam wie ein Stück Holz.
Drückt man zu stark,
bricht sie durch.
Ist man zu schwach,
gibt sie nicht nach.

Daniel Stelter

Liebe Stipendiatinnen und Stipendiaten, liebe Ehemalige, liebe Freunde und Förderer der Stiftung, liebe Leserinnen und Leser,

nun liegt also das zweite Jahrbuch der Stiftung Ökumenisches Lernen vor. Es umfasst die Stiftungsarbeit der Jahre 2003 bis 2016. Zugegeben, ein sehr langer Zeitraum. Diesem kann man in nur einem Jahrbuch kaum gerecht werden. Wir versuchen es trotzdem. Und wir haben fest vor, bis zum dritten Jahrbuch nicht wieder so viel Zeit vergehen zu lassen.

Mittlerweile konnte der 20. Jahrgang von Stipendiatinnen und Stipendiaten in die Stiftung aufgenommen werden. Das Interesse an der Stiftung ist weiterhin sehr groß. Ja, es nimmt über die Jahre gesehen sogar noch zu. Von besonderer Anziehungskraft ist der längere Auslandsaufenthalt in einer der Partnerkirchen, der die Stiftungszugehörigkeit abschließt. Die Berichte der „Rückkehrer“ geben Auskunft über die Herausforderungen dieser Begegnungen mit fremden Kulturen und andersartigen Menschen, aber auch sozialer Not. Sie zeugen zugleich von der Herzlichkeit und Dankbarkeit der Menschen vor Ort für den Einsatz der Stipendiatinnen und Stipendiaten.



Über die Auslandsaufenthalte hinaus sind die Stiftungsjahre seit 2003 wie in den Jahren zuvor geprägt gewesen von Seminaren, Begegnungsfahrten, Jahresgottesdiensten, Studientagen, Stiftungsabenden und vielem mehr. In diesen Veranstaltungen wird von den Stipendiatinnen und Stipendiaten immer wieder in beeindruckender Weise Gemeinschaft gelebt und erfahren. Zugleich werden Werte und Grenzen gesellschaftlicher Normen auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes von der Würde jedes Menschen und seiner Einzigartigkeit vor Gott hinterfragt. In beidem erfüllt sich der Auftrag der Stiftung.

Die eingangs erwähnte Aufnahme des 20. Stipendiumsjahrgangs seit 1996 deutet auf ein kleines Jubiläum hin. Wir werden dieses im nächsten Jahr feiern und laden schon jetzt dazu ein. Die Planungen nehmen erste Gestalt an.

Keine Stiftung wie die „StÖL“ kann ohne die Mitarbeit und die Begeisterung existieren, die von unseren Stipendiatinnen und Stipendiaten fortlaufend eingebracht wird. Das verdient Respekt und Anerkennung – oder sagen wir doch einfach: danke, liebe Stipendiatinnen und Stipendiaten. Danken möchte ich darüber hinaus allen denjenigen, die ehrenamtlich in Vorstand und Kommission oder in anderer Weise für die Stiftung tätig sind und sie unterstützen. Zu ihnen gehört auch Michael Brandt, der wesentlich zur Erstellung dieses Jahrbuches beigetragen hat. All dieses Engagement ist nicht selbstverständlich, bereitet aber jedem, der sich einbringt, selbst viel Freude.

Ja, und dann ist da auch noch Pfarrer Harald Welge, Geschäftsführer der Stiftung, ihr Spirits rector und die Stiftung einfach „nicht ohne ihn zu denken“. Ihm ist es auch zu verdanken, dass die Stiftung seit 2013 als Träger des Bundesjugendfreiwilligendienstes anerkannt ist.

Ihnen und Euch allen wünsche ich nun viel Freude beim Lesen und mit den Bildern dieses zweiten Stiftungsjahrbuchs. Bei denjenigen, die „dabei“ waren, wird manche schöne Erinnerung geweckt werden, aber auch allen anderen dürfte es nicht langweilig werden.

Jürgen Franke, Vorstandsvorsitzender



The Foundation of Ecumenical Learning in the Lutheran Church of Braunschweig

twenty years! This is a wonderful story. But this story is only the written one as it is a story with our Brothers and Sisters in Christ. Namibia and Tanzania, Japan and India, Brazil, Israel Palestine with Jerusalem, France, the Czech Republic and England: in all these countries, in all these churches our volunteers have got a new home. They want to help a little bit, they want to work, but first of all, they want to learn, and have to learn: To learn other languages, to learn other cultures, to learn another way of being a Christian. So when they come back from their volunteering, they are no longer the persons they have been before.

They see the world and their own lives from another point of view. They have – most of them – a new idea of the world.

So we do thank all the people in our partnerships, who have done so much for us.

With this book we would like to look back and remember all the individual experiences our volunteers gained with all our partners. Furthermore, before going abroad, the young people experience, and also shape, the seminars and journeys of our foundation. During the seminars and journeys of encounter we want to give them the opportunity to re-

flect on important social topics and also to know themselves better by getting to know other young people from different countries. Giving this opportunity to young people is only possible together with you, our partners and friends.

We are always happy to welcome young people sent by our partners to us. We accompany them during their volunteering in Braunschweig.

All in all, we hope this anniversary book offers impressions from various aspects of the last twenty years.

Twenty years. Not a very long time. But also a lot of time to learn and to become friends with one another. An anniversary is not alone a look back, it is also a look into the future. We look optimistically forward to the next twenty, and more!, years.

So let us pray to our Lord and Saviour Jesus Christ, as we all are members of his one body.

His peace will be with us.

Harald Welge

Executive Secretary of the Foundation of Ecumenical Learning in the Lutheran Church of Braunschweig



Die Welt entdecken – seit 20 Jahren können die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Stiftung Ökumenisches Lernen dies tun.

Im Mai 2003 erschien die erste Auflage eines Stiftungsbuches unter dem Titel „*Stiftung Ökumenisches Lernen in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig. Eindrücke aus sieben Jahren Stiftungsarbeit*“. Schon vor einigen Jahren entstand die Idee, eine zweite Auflage dieses Buches zu veröffentlichen. Durch intensive Recherche in den Archiven und Dank der Mitarbeit vieler Stipendiaten und Helfer gelang es schließlich, diese Idee zu verwirklichen.

Wir freuen uns besonders, dass Sie und Ihr dieses zweite Stiftungsbuch nun pünktlich zum 20. Jubiläum unserer Stiftung in Händen halten und entdecken könnt. Dabei wünschen wir Ihnen und Euch viele interessante Einblicke und Rückblicke in unser aller buntes Stiftungsleben – und insbesondere auch weiterhin: Allseits viel Freude beim Entdecken!

Michael Brandt, Jacob Kriegel und Jan-Torben Witte
Redaktion

Wir – die Redaktion dieses Stiftungsbuchs – danken ...

- ... allen Autoren und Autorinnen, die mit ihrem Beitrag dieses Stiftungsbuch bereichert haben.
- ... allen Fotografen und Fotografinnen und jenen, die dieses Buch mit kurzfristigen Foto-Zusendungen bildreich(er) gemacht haben.
- ... allen, die uns mit kurzfristigen Zusendungen, vielen Informationen am Telefon oder per Mail und sonstigen Ideen bereichert haben – insbesondere Ines Helmstädter, Dorothee Pultke und Frank Senftleben.



- ... Harald Welge, besonders für seine vielen Antworten zu unseren Nachfragen! Mit seinen informativen Antworten zu allen Themen – mögen sie auch mehrere Jahre zurückliegen – hat Harald Welge uns vermutlich mehrere Stunden Recherchearbeit durch viele kurze und auch längere Gespräche erspart!

- ... allen spontanen Korrekturlesern:
Christian Grauer, Dorothee Pultke,
Frank Senftleben, Jonathan Witte und
Sinah Malz.

- ... ganz besonders der
PER MEDIEN & MARKETING GmbH
und insbesondere Sven Nowak für die
gute Beratung und flexible sowie
angenehme Zusammenarbeit!



Idee der Stiftung

„Christians cannot be divided“

Harald Welge ist seit der Gründung im November 1995 Geschäftsführer der Stiftung Ökumenisches Lernen in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig. Wir sprachen mit ihm im Vorfeld des 20. Stiftungsjubiläums über die Idee, die Ziele, Wünsche und die drei wichtigsten „Pralinen“ der Stiftung:

Seit fast 20 Jahren entsendet die Stiftung Ökumenisches Lernen junge Menschen ins Ausland, nachdem sie während des zwei oder dreijährigen Stipendiumsprogramms zuvor bereits Erfahrungen gesammelt haben. Warum würden Sie Schülern empfehlen, sich bei der Stiftung zu bewerben?

Zunächst erleben die Schülerinnen und Schüler eine Horizonterweiterung. Sie kommen mit Jugendlichen des gleichen Jahrgangs zusammen. In den zweiwöchigen Begegnungsfahrten während der Sommerferien lernen sie nicht nur die anderen kennen, sondern sie erkennen sich selbst in neuer Weise; wie sie mit anderen umgehen, andere Sprachen verstehen und sich verständlich machen, selbst wenn sie die andere Sprachen kaum oder gar nicht kennen.

Zum Beispiel in diesem Sommer in Polen, wo wir uns mit Jugendlichen aus der Ukraine und aus Polen treffen. Auf dieser trinationalen Begegnung diskutieren wir aus den eigenen Kontexten heraus das Thema Menschenrechte und Religion. Das führt zu einer Horizonterweiterung und man lernt unterschiedliche Positionen verstehen. In diesen Begegnungen lernen unsere Stipendiaten und Stipendiatinnen im Leben das Leben anderer kennen – und diese Art des Lernens führt eben zu den neuen Horizonten.

Dazu gehören auch die Erfahrungen mit und in unseren Partnerkirchen. Die Stipendiaten gehen als Lernende in ihr Auslandsjahr. Sicherlich sollen sie auch etwas tun, aber insbesondere sollen sie als Lernende eine andere Kultur kennenlernen und wahrnehmen,

dass Kirche als ökumenische Kirche weltweit lebendig ist und sie als Schwester oder Bruder angenommen werden. Wenn sie aus den Partnerkirchen und Partnerprojekten zurückkehren, erklären unsere Stipendiaten oft, das Besondere sei die Herzlichkeit, die sie in den Partnerkirchen erfahren haben.

Ja, das habe ich so auch erlebt! Sie sagten, die Stipendiaten erfuhren, dass Kirche auch eine ökumenische Kirche ist. Das führt zur Idee der Stiftung. Welche Idee führte zur Gründung?

Als ich damals im Landeskirchenamt tätig war und unter anderem die Begleitung der Theologiestudierenden zu meinem Aufgabenbereich gehörte, habe ich die Studierenden ermutigt, im Ausland zu studieren und habe das finanziell gestützt. Dabei fielen mir die Konfirmanden meiner ersten Kirchengemeinde ein, größtenteils Haupt- und Sonderschüler, die in einem sozialen Brennpunkt lebten. Daher dachte ich: Wir können uns nicht nur um die Theologiestudierenden kümmern, wir müssen uns auch um Schüler kümmern!

Der Gedanke war, dass wir uns als Kirche über die Studierenden hinaus bereits um Schülerinnen und Schüler kümmern sollten. So entstand die Idee, eine Schülerstiftung zu gründen. Dabei sollte es nicht um hervorragende Zensuren gehen, sondern um die Kreativität und Phantasie, die viel zu wenig von Schulen beachtet werden. Die Schüler dieser Stiftung sollen neugierig und mutig sein, um sich anderen Menschen zu öffnen. Sie sollen die Bereitschaft entwickeln, anderes Leben zu achten. Letztlich ist es der Weg des biblischen Schaloms.

Sie sprachen gerade unter anderem Hauptschüler an. In der letzten Ausgabe aus dem Jahr 2003 wurde bereits deutlich, dass es ein Ziel der Stiftung ist, mehr Haupt- und Realschüler für die Stiftung gewinnen zu können. Ist das in den letzten Jahren gelungen?

Zum Teil. Zunächst muss man sehen, dass die Hauptschule in unserer Gesellschaft an Bedeutung verliert. Wahrscheinlich werden sich Hauptschulen in Zukunft in Oberschulen auflösen. Es wird wohl eine Verbindung zwischen Haupt- und Realschule geben. Letztlich ist das gut, weil das Image der Hauptschule so schlecht geworden ist – obwohl das übrigens den

Schülerinnen und Schülern sowie den Lehrerinnen und Lehrern nicht gerecht wird.

In den ersten Jahren hatten wir noch Hauptschülerinnen und Hauptschüler; allerdings auch nur in kleiner Zahl. Die Zahl der Realschüler ist in den letzten Jahren weiter zurückgegangen, aber die Bewerbungen sind gut und die Bewerber sind super, es fehlen allerdings manchmal die Sprachkenntnisse. Diese müssen wir erweitern. Denn wenn Stipendiaten in die Partnerkirchen gehen, muss man gewisse Englischkenntnisse voraussetzen. Eins steht fest: Geht es nicht, scheitert ist noch niemand an fehlenden Sprachkenntnissen.

Ich habe aus meiner Stiftungserfahrung mitgenommen, dass die Stiftung viele Ideen, Konzepte und Fähigkeiten beherbergt, die die Stipendiaten, die Auswahlkommission und der Vorstand mitbringen. Wir sprachen über Kreativität und deshalb möchte ich eine phantasievolle Frage stellen: Nehmen wir an, all diese Ideen und Fähigkeiten wären eine Packung mit Pralinen und Sie dürften drei Pralinen auswählen. Welche würden Sie wählen und warum?

Ich würde eine Nougat-Praline nehmen. Diese Nougat-Praline ist eine Praline, die eine besondere Sinnlichkeit, also ein besonderes Wahrnehmungsempfinden, eine Empathie beinhaltet. Das heißt, ich spüre jemanden und habe ein Gespür für den anderen.

Die zweite Wahl wäre eine Whisky-Praline. (lacht)

Eine interessante Wahl ...

Ja, es ist jemand, der voller Geist ist, also nicht immer konform ist – jemand, der sehr unkonventionell arbeitet und denkt. Da fallen mir einige Leute ein! Beispielsweise erinnere ich mich an jemanden, der gerade auf dem See Genezareth die Geschichte vom Wandeln auf dem Wasser hörte und dann entschied, ins Wasser zu springen – solche Typen eben. Früher waren manchmal einige Kommissionsmitglieder bei der Auswahl genau solcher Stipendiaten nicht überzeugt, aber genau diese dann gewordenen Stipendiaten waren und sind die Richtigen; das hat sich bewährt.

Und die dritte Praline ... was esse ich noch gerne? (lacht) ... ist eine Krokant-Praline! Das sind Leute, die



sich vielleicht sehr zurückhalten, aber genau wissen, was sie wollen. Manchmal „knabbert“ es sozusagen in ihnen. Es sind Persönlichkeiten, die ihr Ziel vor Augen haben und meistens in einer Gruppe eine Leitungsposition einnehmen wollen. Manchmal muss man so jemanden auch ein wenig „zurückpfeifen“ und auch die anderen zu Wort kommen lassen.

Was wünschen Sie sich außer solcher „Typen“ noch für die Zukunft der Stiftung? Was kann man verbessern?

Denke ich an die einzelnen Arbeitsphasen im Stiftungsleben, müssen wir kontinuierlich die Verbindung zu den Partnerkirchen stärken und wir müssen immer wieder neu lernen, dass Partnerkirchen anders leben und arbeiten. Die Zahl der sogenannten Incomer, also Jugendliche aus unseren Partnerkirchen, müssen wir vergrößern.

Gibt es da konkrete Ziele, um die Verbindungen mit den Partnerkirchen zu verbessern und anders wahrzunehmen?

Ja! Wir müssen ein größeres Vertrauen in unsere Partnerkirchen haben und nicht meinen, alles dokumentiert zu bekommen. Wir müssen feststellen, dass unsere Regeln nicht in anderen Ländern gelten, weil dort auch eine andere Kultur vorherrscht. Natürlich möchten die Eltern unserer Stipendiaten alles genau wissen, wie was reguliert wird; wer holt die Jugendlichen vom Flughafen ab ... Wir wissen es nicht, aber es geschieht. Natürlich werden unsere Stipendiatinnen und Stipendiaten abgeholt und sehr herzlich empfangen. Dazu gehört auch das Vertrauen, loslassen zu können und mit diesem Zutrauen stützen sie auch ihre Kinder während des Auslandsjahres. Wenn die Jugendlichen dann zurückkommen, können die Eltern sehen, wie die Jugendlichen sich durch die andere Kultur verändert haben und häufig eine andere Lebenshaltung mitbringen.

Sicherlich, ich kenne diese Erfahrung selbst: In anderen Ländern funktionieren die Dinge auch – aber eben ganz anders. Seminare gehören ebenfalls zum Stiftungsprogramm. Was erwartet uns diesbezüglich in der Zukunft?

Wir haben mittlerweile ein recht festes Programm, das im Wechsel stattfindet. Dazu gehören Begegnungsfahrten nach Polen – wie in diesem Jahr – und nach Taizé, das Pilgern auf dem Jakobsweg oder Begegnungen mit Jugendlichen unserer Partnerkirchen wie vor zwei Jahren in Tschechien. Gerne würde ich auch nach Frankreich fahren, wir haben von dort eine Einladung erhalten. Es ist lediglich noch die Frage der Sprachkenntnisse, da das Seminar dann auf Französisch stattfinden würde. Israel-Palästina sollte auch noch stärker in unser Programm aufgenommen werden. Aber Israel ist ein teures Land ...

Das erste Seminar findet in der Regel in einem Kloster statt, momentan auf der Huysburg. Das besondere sind die Tagzeitgebete, an denen wir teilnehmen und die Spiritualität im Alltag erleben können. Ansonsten haben unsere Stipendiatinnen und Stipendiaten eigene Vorschläge, die ich sehr schätze, wie jüngst das Seminar über Geschlechter-Identitäten oder im nächsten Jahr ein Seminar gemeinsam mit jugendlichen Moslems zum Thema Religion und Gewalt, wobei wir im Vorfeld uns mit dem Koran befassen.

2017 wird der 21. Jahrgang der Stiftung aufgenommen. Also ist 2016 ein Jubiläumsjahr?

Es ist ein kleines Jubiläum, das 25-jährige Bestehen wird dann ein größeres Jubiläum. Das 20. Jubiläum feiern wir mit zwei Veranstaltungen. Für das letzte Wochenende im August 2016 ist ein Jubiläumswochenende in Timmerlah geplant. Am Sonntag, den 28. August, feiern wir einen Jubiläumsgottesdienst. Dazu haben wir Jugendliche aus unseren Partnerkirchen eingeladen, um anschließend ein einwöchiges Seminar zu gestalten. Der Seminarort wird die Leucon, die alte Universität in Wittenberg sein. Während des Seminars werden wir einen biblischen Text kontextuell erarbeiten, sodass wir als Ergebnis verschiedene Neudeutungen von Jugendlichen aus unterschiedlichen Ländern erhalten werden. In diesen Tagen wird uns in Wittenberg ein Rabbiner aus Israel begleiten.

Ich möchte noch einmal auf die Pralinen-Frage zurückkommen, also auf die unterschiedlichen „Typen“. Wenn man 20 Jahre lang das Stiftungsprogramm miterlebt und mitgestaltet, ist – so nehme ich an –

kein Jahr wie das andere. Beschränken wir uns auf ein Beispiel: Was war ein wirklich unerwartetes Ereignis, wenn Sie auf diese letzten 20 Jahre zurückblicken?

Es ist eine Erfahrung, die uns eigentlich geschenkt wurde. Es ist nicht etwas, das innerhalb einer Gruppe geschah, sondern es ist das, was auf dem Stiftungsplakat zu sehen ist – die Mauer in Jerusalem. Wir gingen an der Mauer entlang und sahen ein Loch in der Mauer. Durch dieses Mauerloch wurden zunächst zwei Koffer durchgeschoben und dann folgten Kinder und deren Vater und Mutter. Daneben stand das Graffiti „Friends cannot be divided“. Das habe ich fotografiert. Für mich ist das etwas Symbolisches für die Stiftung. Wir sahen, wie Menschen eine Grenze überschritten. Die Grenze zwischen zwei Ländern, die im Krieg miteinander sind. Die kleine Familie schaffte es, auch eine Mauer hielt sie nicht davon ab. Das war filmreich, aber es war kein Film – es war ein Moment, den wir miterleben durften und wir haben die Interpretation sozusagen „lesen“ können. Das war etwas so Phantastisches, dass ich sage: Das war ein Geschenk – etwas, das ich nicht vergessen kann.

Wie würden Sie das in den Zusammenhang mit dem ökumenischen Lernen bringen?

„Friends cannot be divided“ könnte auch „Christian cannot be divided“ heißen. Auch wenn wir unterschiedliche Ansichten haben, beispielsweise zum Thema Homosexualität oder ebenso zum Verständnis von Frömmigkeit, da gibt es große Unterschiede zwischen christlicher Frömmigkeit in Deutschland und in unseren Partnerkirchen wie Namibia oder Tschechien. Dieser Christus, der für uns alle gestorben und auferstanden ist, hält uns zusammen. In der Taufe werden und sind wir miteinander verbunden wie in einer weltweiten großen Familie. Das ist einmalig. Wir haben nicht getaufte, katholische, freikirchliche, evangelische, ... Stipendiaten. Bei all den Unterschieden gehören wir dazu wie der Lutherische Weltbund das in diesem Satz wunderbar zusammenbringt: „Einheit in der Vielheit“. Alle sind dabei, alle gehören dazu.

Lernen heißt zunächst auch immer eine kritische Auseinandersetzung mit einer Frage. Inwiefern bietet die Stiftung Möglichkeiten dazu?

Die pädagogische Definition von Lernen ist Veränderung. Also habe ich gelernt, wenn ich mich verändert habe. Bei der Mathematik ist das schwieriger, da ich mich nur kognitiv verändert habe, nicht aber existentiell. Doch wenn ich jemanden kennenlerne, verändere ich mich, weil sich mein Leben durch den anderen Menschen verändert. Deswegen sage ich manchmal meinen Schülern und den Stipendiaten: In der Diskothek, im Club, kann ich gelegentlich mehr lernen als in der Schule. (*schmunzelt*) Denn ich lerne, erweitere meinen Lebenskreis, wenn ich Menschen kennenlerne. Man erinnert sich ja nach mehreren Jahren nicht mehr an die Lerninhalte in der Schule, sondern an die Mitschüler und Lehrer, weil sie mich geprägt haben.

Das Prägende ist echtes Lernen. Durch das Zusammenkommen unserer Stipendiaten und durch die Zeit in den Partnerkirchen kommt es zu Veränderungen. Darüber bin ich froh. Denn unser Stiftungsziel, dem Frieden, dem Shalom, näher zu kommen – das geschieht durch unsere Begegnungen, dass wir uns mit anderen Menschen befassen und die anderen sich mit uns befassen – in einem Miteinander.

Ich bedanke mich für das Gespräch!

Das Gespräch führte Michael Brandt.



Die Stiftung – eine erste Orientierung

Herzlich Willkommen in unserer Stiftung: Jetzt gehörst Du mit dazu als Stipendiat/in. Das Stipendium ist das Programm der Stiftung: in Seminaren und auf Begegnungsfahrten und schließlich während Deines Aufenthaltes in einer unserer Partnerprojekte hast Du die Chance, einen kleinen Ausschnitt aus dem weiten und vielfältigen Leben dieser Welt näher kennen zu lernen. Ökumenisches Lernen heißt weltweites Kennenlernen anderer Menschen und Kulturen – und dabei auch Dich selbst besser und vielleicht sogar neu kennenlernen.

Das kann allerdings nur gelingen, wenn der Organisationsrahmen eingehalten wird. Sicherlich wird es hier und da etwas geben, was nicht oder nicht so gut gelungen ist; jeder macht Fehler – und das ist bekanntlich menschlich. Fehler machen darauf aufmerksam, dass kein Mensch (und keine Organisation) vollkommen ist – und Fehler können zur Toleranz und Selbstreflektion motivieren. Dennoch sollten wir – bei aller Menschlichkeit – den Rahmen einhalten, da sonst die Organisation und damit das Programm der Stiftung leiden könnten. Hier also nun eine kleine Wegweisung für das Programm der nächsten drei bis vier Jahre:

I: Das Programm

1. Jeder Jahrgang hat ein eigenes Seminarprogramm. Das beginnt mit dem Einführungsseminar und setzt sich fort mit einem weiteren Wochenendseminar in der Regel im Umfang von drei bis vier Tagen. Der Zeitpunkt für das nächste Seminar wird auf dem vorausgehenden gemeinsam verabredet und beschlossen. Damit steht der Termin verbindlich fest. Spätere Einladungsschreiben zum Seminar sind deshalb lediglich Erinnerungen mit weiteren Einzelheiten.
2. In den Sommerferien findet in der Regel eine zweiwöchige Begegnungsfahrt zu einem Zielort (zumeist im Ausland) statt, der von der Kommission der Stiftung festgelegt wird. Natürlich können im Vorfeld aus den Reihen der StipendiatInnen dazu Vorschläge (begründete!) gemacht werden. Diese Fahrt findet in der Regel in den ersten zwei Wochen der Sommerferien statt; die Entscheidung über den ungefähren Zeitraum wird von der Kommission 1 Jahr vorher getroffen. An dieser Be-



gegnungsfahrt nehmen zwei Jahrgänge gemeinsam teil.

3. Im vorletzten Jahr des Stipendiums beginnt die Vorbereitung des Auslandsaufenthaltes in einer der Partnerkirchen. Die Vorbereitungstreffen haben absolute Priorität. Wer an einem Vorbereitungstreffen nicht teilnimmt, kann den Aufenthalt im Ausland nicht antreten.
4. Im letzten Jahr erfolgt der Auslandsaufenthalt. Im Rahmen der Vorbereitungen hat im Vorfeld ein Auswahlgespräch stattgefunden, in dem die Entscheidung getroffen wurde, zu welcher Partnerkirche der Aufenthalt führen soll.

Im Rahmen der Partnerschaft entscheidet letztlich die Partnerkirche, ob der gewünschte Auslandsaufenthalt zum gewünschten Zeitraum oder überhaupt stattfinden kann.

5. Der Zeitraum des Aufenthaltes im letzten Jahr beträgt mind. 6 Monate doch in der Regel 1 Jahr. Letztlich erfolgt die Entscheidung über die Dauer des Aufenthaltes, die jeweilige Situation der Partnerkirche und der Organisationsstruktur.
6. Die Stiftung übernimmt für die Seminare und die Begegnungsfahrten die Reisekosten und die Unterkunftskosten; die Verpflegungskosten sind von Fall zu Fall in der Übernahme unterschiedlich.

Für den Auslandsaufenthalt übernimmt die Stiftung die Reisekosten, die Unterkunftskosten (auch hier hängen die Verpflegungskosten jeweils von der Unterkunft ab) und die Versicherungskosten, sofern die häusliche Krankenversicherung die Kosten nachweislich nicht übernimmt.

Für das Auslandsjahr wird eine besondere Vereinbarung miteinander abgeschlossen.

7. Da das Stipendium im Programm besteht, geht die Stiftung davon aus, dass das Seminar und das Begegnungsprogramm von jedem Stipendiat/ jeder Stipendiatin wahrgenommen wird. Die Verbindlichkeit gewährleistet auch das Zusammenwirken der Gruppe. Nimmt ein Stipendiat/ eine Stipendiatin an zwei Seminaren nicht teil, ist nach dem Interesse an der Stiftung zu fragen und in einem Gespräch mit dem Geschäftsführer und ei-

nem Mitglied des Vorstandes oder der Kommission zu prüfen, ob das Stipendium noch gerechtfertigt ist.

8. Nimmt ein Stipendiat, eine Stipendiatin nach erfolgter Anmeldung nicht an einem Seminar oder an einer Begegnungsfahrt teil, hat er/sie die Kosten für Fahrt und Unterkunft zu übernehmen, sofern sie für die Stiftung in Rechnung gestellt sind und sofern nicht eine ärztliche Bescheinigung vorliegt.
9. Für die organisatorische Vorbereitung einer Fahrt ist eine fristgerechte Anmeldung erforderlich. Die Anmeldung ist verbindlich (vgl. 8.). Eine nicht fristgerechte Anmeldung kann als Nichtanmeldung betrachtet werden.

II. Stipendiumsgeld und Berichte

10. Das Stipendiumsgeld in Höhe von 400 Euro im Jahr wird halbjährlich auf ein Konto des/der Stipendiat. überwiesen. Die Überweisung im Sommerhalbjahr ist abhängig von der Abgabe des Stipendiumsjahresberichtes. Als letzter Abgabetermin gilt in der Regel 14 Tage nach Pfingsten. Wird der Bericht nicht bis zu diesem Termin abgegeben, entfällt in der Regel die Zahlung für dieses Halbjahr.
11. Das Stipendiumsgeld soll im Sinne der Stiftung verwendet werden; es ist kein Nachweis darüber zu führen. Es empfiehlt sich das Stipendiumsgeld für den späteren Auslandsaufenthalt zu sparen.
12. Für den Auslandsaufenthalt erhalten die StipendiatInnen ein erhöhtes Stipendiumsgeld, dessen Höhe jeweils abhängig ist von der Dauer des Aufenthaltes, des Landes und der finanziellen Möglichkeiten des Stiftungshaushaltes.
13. Der jährliche Stipendiumsbericht beschreibt die Erfahrungen mit der Stiftung im Berichtsjahr und über weitere bedeutsame Begegnungen, Erfahrungen und Entwicklungen des /der einzelnen Stipendiaten(Stipendiatin). Der Bericht sollte lesbar geschrieben sein und in einem Umfang 4 DinA4 Seiten nicht überschreiten. Abgabetermin ist Pfingsten.



14. Am Ende des Stipendiums soll ein ausführlicher Bericht über den Auslandsaufenthalt verfasst werden, der auch an den entsprechenden Arbeitskreis der Partnerschaft in der Landeskirche weitergegeben wird.

Davon getrennt ist ein Abschlussbericht anzufertigen, in dem die gesamte Stipendiumszeit für die eigene Person und für die Stiftung ausgewertet wird.

Wenn es gewünscht wird, kann sowohl auf den Jahresbericht wie auch auf die Abschlussberichte eine schriftliche Reaktion erfolgen.

15. Die zurückgekehrten StipendiatInnen sind bereit, auf einem Stiftungsabend über Ihren Auslandsaufenthalt zu berichten. Darüber hinaus nutzen sie Möglichkeiten, in der Öffentlichkeit und an Schulen über die Stiftung und den Auslandsaufenthalt zu informieren.

III. StipendiumsbegleiterInnen

16. Die Stiftung versucht regionale StipendiumsbegleiterInnen zu finden. In kleinen Zirkeln soll Gelegenheit gegeben werden mit den StipendiumsbegleiterInnen über deren Leben, über die Stiftung, über persönliche oder allgemeine Fragen ins Gespräch zu kommen. Dabei können sowohl auch Berufsfragen wie Fragen zu den Auslandsaufenthalten eine wichtige Rolle spielen. Doch die Thematik wie auch die Häufigkeit der Treffen bleibt den Stipendiumsbegleitern und ihren Zirkeln überlassen.

IV. weitere Veranstaltungen

17. Zu den weiteren „Traditions“veranstaltungen gehören der

- Stiftungstag (zumeist im Januar an einem Sonnabend)
- der Stiftungsabend, an dem die RückkehrerInnen von ihren Reisen und gesammelten Erfahrungen berichten
- ein Benefizkonzert der StipendiatInnen zugunsten eines Partnerschaftsprogrammes (zumeist im Sommer)
- der Jahresgottesdienst, in dem die neuen StipendiatInnen willkommen geheißen, und die Ausreisenden mit einem Reisesegen verabschiedet werden.

Der Stiftungstag im Januar ist gleichsam Vollversammlung aller „aktiven“ StipendiatInnen:

hier ist die Möglichkeit gegeben, gemeinsam über Ziele der Begegnungsfahrten, Kritik und Lob des Stiftungsprogramms und der Organisation zu diskutieren und Vorschläge abzugeben. Außerdem steht in der Regel ein Thema im Zentrum, das von StipendiatInnen gewünscht wurde. Auch wenn die Teilnahme nicht die Verbindlichkeit hat wie die an Seminaren, sollte die ungeschriebene Verbundenheit untereinander und miteinander zur Teilnahme an den Veranstaltungen der Stiftung aufrufen.

18. Weitere Einzelaktionen geschehen meist auf Initiative der StipendiatInnen. – Initiativen sind erwünscht! –

19. Die Ausschreibungen eines neuen Wettbewerbes erfolgen nach den Herbstferien. Die besten Informanten sind die aktiven StipendiatInnen. Es ist hilfreich, wenn die StipendiatInnen an ihrer Schule direkt (nach Absprache mit der Lehrkraft) in die 10. Klassen gehen und über die Stiftung informieren.

20. Nach Ablauf der Stipendienzeit ist eine Teilnahme am Ehemaligenkreis (derzeitige Kontaktadresse: Jan Torben Witte jan-t.witte@web.de) wünschenswert

21. Bei Fragen, Ideen oder Nebenwirkungen den Geschäftsführern anfragen – am besten telefonisch.

Ausschreibungsthemen der Stiftung ökumenisches Lernen 1996–2016 (Jahrgänge 1 bis 20)

1996/1997 (1. Jahrgang)	Was nützt es dem Menschen, wenn er die Welt gewinnt und nimmt doch Schaden an seiner Seele?
1997/1998 (2. Jahrgang)	Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf ihn als Mann und Frau.
1998/1999 (3. Jahrgang)	Ein Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an.
1999/2000 (4. Jahrgang)	A.D. Im Jahre des Herrn 2000
2000/2001 (5. Jahrgang)	Ihr seid zur Freiheit berufen ... Durch die Liebe diene einer dem andern.
2001/2002 (6. Jahrgang)	Wir sind von allen Seiten bedrängt, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.
2002/2003 (7. Jahrgang)	Gott der Herr rief den Menschen und sprach zu ihm: Wo bist du?
2003/2004 (8. Jahrgang)	Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten. Alles ist mir erlaubt, aber es soll mich nichts gefangen nehmen.
2004/2005 (9. Jahrgang)	Ich will es wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; doch das Böse, das ich nicht will, das tue ich.
2005/2006 (10. Jahrgang)	Lasst euch von niemandem verführen! Wer recht tut, der ist gerecht.
2006/2007 (11. Jahrgang)	Ihr seid teuer erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte.
2007/2008 (12. Jahrgang)	Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebten Tag sollst du ruhen.

2008/2009 (13. Jahrgang)

Seht ihr den Mond dort stehen? Er ist nur halb zu sehen, und ist doch rund und schön.

2009/2010 (14. Jahrgang)

Seid bereit, jedem Antwort zu geben, der nach der Hoffnung fragt, die in euch ist.

2010/2011 (15. Jahrgang)

Tue deinen Mund auf für die Stummen und für das Recht aller, die verlassen sind.

2011/2012 (16. Jahrgang)

Das Licht scheint in der Finsternis.

2012/2013 (17. Jahrgang)

Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen sollt, auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen sollt. Denn das Leben ist mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung.

2013/2014 (18. Jahrgang)

Irret euch nicht! Gott lässt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten.

2014/2015 (19. Jahrgang)

Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: (...) füllt die Erde und macht sie euch untertan.

2015/2016 (20. Jahrgang)

Gedenke der vorigen Zeiten und hab Acht auf die Jahre von Generation zu Generation.

Seminare und Begegnungsfahrten

Zukunftsgedicht

Zukunft
Fragt nach Herkunft
Fragt nach Ziel
Ist alles andere als ein Spiel

Ist ein Abenteuer
Vielen nicht geheuer
Bietet Möglichkeiten
Durch Gegebenheiten

Mal kennt man sie genau
Mal lässt man sich treiben
Doch stets in der Hoffnung auf Glück
Denn einmal dort angekommen
Gibt es kein zurück

Ana Alvarado

Stiftungsfahrt des XII. Jahrgangs nach Schliersee, Bayern 21.–24.10.2008

Die Stipendiaten des XII. Jahrgangs sollten sich durch die erste gemeinsame Fahrt besser kennenlernen. Mit dem ICE ging es in Begleitung von Martin Labuhn erst nach München und dann mit der Regionalbahn nach Schliersee ins Studienzentrum für evangelische Jugendarbeit in Josefstal e.V. am Rande der bayerischen Alpen. Das Zentrum ist dort sehr schön im Grünen gelegen und besteht seit 1961.

Zum Programm gehörten hier viele Gruppenrunden und -spiele, durch die wir uns besser kennenlernten und die die Gruppendynamik förderten. Für Abwechslung sorgte gemeinsames Yoga mit Martin Labuhn, man übte den Sonnengruß. Ein Gruppenspiel zum Thema Armut ließ uns viel diskutieren und nachdenken. Hier haben wir auch zum ersten Mal gemeinsam die „Blitzlicht“-Runden durchgeführt, wobei jeder zum Ausdruck bringt, wie er sich fühlt und was ihm durch den Kopf geht, ohne dass dies von den anderen Teilnehmern kommentiert wird.

Im Bibliolog versetzten wir uns in die Rollen verschiedener Charaktere aus der Bibel. Und natürlich waren wir auch wandern auf den schönen Wegen der bayerischen Alpen, vorbei an Bergseen, haben Holzbrü-

cken über Bäche passiert, Wasserfälle gesehen und Quellwasser aus einer Holztränke getrunken.

Zum Abendprogramm gehörten Abendandachten, die zu zweit vorbereitet wurden. Danach konnten wir gemeinsam singen mit Gitarrenbegleitung durch Martin Labuhn oder spielten DAS Spiel, das wir für uns entdeckt hatten: Die Werwölfe von Düsterwald, ein Gruppen-Rollenspiel. Auch dies ließ uns als Gruppe mehr zusammenwachsen, eine Menge diskutieren und lachen. Hier stellte sich heraus, wer gut pokern und flunkern konnte.

Die Fahrt hat uns als Jahrgang einander näher gebracht und viel dazu beigetragen, dass wir zu einer guten Gruppe zusammenwuchsen. Zwei Stipendiatinnen konnten nicht daran teilnehmen, da sie sich zu der Zeit im Ausland auf Schüleraustausch befanden.

Luisa Strompen



Sommerfahrt zum Camp Rodowo 2008

Wie so oft trafen wir uns in Braunschweig am Hauptbahnhof um nach Berlin zu reisen, wo wir den Nachtzug nach Kiew bestiegen, diesen aber nur bis Warschau nutzten, um dann nach einer doch etwas kürzeren Nacht im Schlafwagen im Warschauer Hauptbahnhof anzukommen und in den Zug Richtung Masuren und der regionalen Hauptstadt Olsztyn zu steigen. Mit diesem Zug ging es in immer ländlichere Gebiete und bis Harald meinte, dass wir die richtige Station erreicht hätten. Als wir auf dem verlassenen Bahnsteig standen und unseren Bus suchten, stellte sich jedoch heraus, dass wir doch an der falschen Haltestelle ausgestiegen waren und auch der Versuch sich beim Camp Rodowo und dem Busfahrer zu melden schlug fehl, da Philipp, unser Polnisch Kundiger Reisebegleiter zur Erheiterung aller



nur mit einer Malerfirma telefonierte, die uns erstaunlicherweise nicht abholen wollte. Harald hatte irgendwann dann doch die richtige Nummer parat

und so konnte uns der Bus vom Bahnhof abholen und über die mäßig ausgebauten Straßen zum Camp Rodowo befördern.

Nach dieser abenteuerlichen Anreise, die die Reisegruppe zusammengeschweißt hatte, konnten wir die Umgebung des Hauses, die Teamer und nicht zuletzt die anderen Gruppen, mit denen diese Begegnungsfahrt gestaltet werden sollte, kennenlernen. Auf der ukrainischen Seite gab es eine Gruppe aus der Stadt Lwiw und die polnische Gruppe waren Jungsozialisten aus Kielce. Wir waren uns nicht ganz sicher, ob diese sich im Klaren gewesen waren, was das für ein Seminar sein sollte, da sie den Aufenthalt in Rodowo manchmal eher als Urlaub begriffen und sich nicht immer aktiv in die gemeinsamen Aktivitäten einbrachten. Das Kennenlernen stand in den nächsten Tagen mit verschiedenen Spielen und Workshops im Mittelpunkt und bei dem wunderschönen Wetter konnten die neu geknüpften Kontakte auch beim Baden im nahegelegenen See oder beim abendlichen Lagerfeuer ausgeweitet werden.

Das Seminarprogramm begann mit einem Einstieg in die Geschichte der drei Länder, um so herauszufinden, welche Rolle die eigene Geschichte in der Entwicklung eines Volkes spielt, aber auch um zu erfahren, wie diese in anderen Ländern wahrgenommen wird. Besonders eindrücklich war es zum Beispiel, als es in gemeinsamer Arbeit mit den polnischen Seminarnehmern darum ging, ein wichtiges Datum in der eng verwobenen deutsch-polnischen Geschichte zu nennen. Die Polen nannten ohne zu Zögern die Jahreszahl 1410 und die Schlacht bei Tannenberg, während bei uns Deutschen im Geschichtsunterricht eher noch die Schlacht bei Tannenberg im Jahr 1914

im Gedächtnis geblieben war. Im 15. Jahrhundert siegte die polnische Seite und im 20. Jahrhundert die Deutschen und an diesem Beispiel konnten wir erkennen, dass die Wahrnehmung der Geschichte anderer Länder erst einmal angepasst werden muss, wenn man sich auf einen näheren Kontakt mit diesen Ländern einlassen möchte. Das Kennenlernen der jeweils anderen Kultur geschah aber nicht nur durch eine intensive Seminararbeit, sondern auch mit Spielen zum Kennenlernen und einem gemeinsamen Fußballturnier auf einem eher schwer bespielbaren Dorfplatz.

Natürlich war besonders die sprachliche Verständigung ein wichtiger Baustein für die Annäherung an die anderen Nationen und so wurden tatsächlich in jeder Mittagspause Sprachkurse für die verschiedenen Sprachen angeboten. Wir hatten das Glück mit Philipp unterwegs zu sein, der die Sprache fließend beherrschte, sodass er sich als Sprachlehrer zur Verfügung stellte und wir versuchten in den Pausen ein paar Brocken polnisch aufzuschnappen. Ich, Jan-Torben, versuchte, auch noch ein bisschen Ukrainisch zu lernen aber Maksym, mein Lehrer, empfahl mir eher mit Russisch anzufangen, das könne man ja doch auch noch in anderen Ländern anwenden und wäre dem Ukrainischen sehr ähnlich. Also versuchte ich, mich erst mal an der Schrift (kyrillisch), weil die Notwendigkeit Ukrainisch zu können bei weitem nicht so groß war, wie die polnische Sprache zu können, denn die kleine Reisegruppe der ukrainischen Studenten konnte fast ausnahmslos perfekt Englisch. Darauf griffen wir aus Bequemlichkeit gern zurück.

Je länger das Seminar dauerte, desto besser konnten wir Teilnehmer uns gegenseitig und auch die Mitarbeiter des Hauses Rodowo kennenlernen und wir wuchsen durch die gemeinsame Arbeit zu einer Gruppe zusammen. Fast immer waren die Nationalitäten in den Gruppenarbeiten der Seminare gemischt. In diesen internationalen Gruppen sollten wir zum Thema der gemeinsamen Geschichte und des Gedenkens an diese Theaterstücke entwickeln oder menschliche Denkmale erstellen, die wir dann später den übrigen Seminarnehmern präsentieren.



Besondere Highlights waren dann die Länderabende, die jede Ländergruppe für ihr Land gestaltet hat, um den anderen durch verschiedene Spiele, Vorträge oder Musikbeiträge die Eigenschaften der eigenen Kultur näher zu bringen.

Das Seminar wurde durch verschiedene Exkursionen in die Umgebung aufgelockert, von Mrągowo, der nahegelegenen Stadt, ging es zu der katholischen Wallfahrtsstätte Swienta Lipka und unsere deutsche Gruppe der Stiftung (oder zumindest einige von uns) durften am Sonntagmorgen Harald zu einem evangelischen Gottesdienst (ein Vermächtnis der ostpreußischen Zeit im sonst erzkatholischen Polen) begleiten, wobei Harald einen kleinen Fußweg angekündigt hatte, es dann aber doch eine ausgewachsene Wanderung wurde. Ein weiteres Vermächtnis dieser preußischen Zeit war ein deutscher Adeliger, der den Weg wieder zurück zu seinen früheren Besitztümern gefunden hatte. Seine Familie stammte aus Rodowo und er hatte nach der Wende wieder beschlossen, dort Fuß zu fassen. Besonders interessant waren die Geschichten aus seinem bewegten Leben, die er bereitwillig mit uns teilte. Dann verbrachten wir auch noch einen Tag auf der herrlichen marsurischen Seenplatte mit Kanus, die wir anmieteten und mit denen wir den besonderen Zauber dieser wunderschönen Gegend erst gänzlich erfassen konnten.

In der Freizeit war natürlich unser Haus-See der Haupttreffpunkt, denn wir hatten das Glück einen herrlichen Sommer genießen zu dürfen, sodass es in jeder freien Minute und natürlich auch morgens nach dem Aufstehen die kleine bewaldete Böschung herunter zu dem See ging um sich abzukühlen. Auch das Beachvolleyballfeld oder die Wiese zum Fußballspielen wurde häufig frequentiert, aber auch die Bewegungsmüden konnten sich darauf verlassen, dass es immer ein Grund gab, mit der Gruppe der jungen Polen gemeinsam auf dem Zimmer zu sitzen, um die Kenntnis der polnischen Kultur noch ein bisschen zu fördern.

Viel zu früh ging dann die gemeinsame Zeit in Rodowo zu Ende und wir brachen zu unserem letzten Programmpunkt unserer Reise nach Warschau auf. Dort quartierten wir uns in einem Hotel mitten in der Downtown gegenüber dem Kulturpalast ein und konnten im krassen Gegensatz zu Rodowo wieder die Vorteile einer Großstadt genießen (und zudem mal etwas anderes essen außer jeden Tag Pierogi). Natürlich stand auch wieder die geschichtliche Erkundung Warschaus im Vordergrund und wir konnten uns bei einer Stadtführung ein sehr persönliches und bewegendes Bild der Geschichte dieser Stadt machen, die in vielerlei Hinsicht mit den Deutschen verknüpft ist. Trotz der starken Zerstörung durch die Deutschen im Zweiten Weltkrieg sind einige Teile der schönen Altstadt wiederhergerichtet und wir genossen die abschließenden Tage in Warschau, da wir sogar das Glück hatten, die Studenten aus der Ukraine wiederzusehen um noch ein letztes Mal beisamenzusitzen.



Damit ging eine intensive, spannende und bereichernde Sommerfahrt zu Ende, die auch die beiden Jahrgänge X und XI eng miteinander in Kontakt brachte. Die Begegnung mit den jungen Erwachsenen aus Polen und der Ukraine hatte unseren Horizont erheblich erweitert und wir hatten viele neue Freundschaften international als auch untereinander knüpfen können und natürlich hoffen wir, dass auch weitere Gruppen diesen besonderen Geist von Rodowo erleben dürfen.

Jan-Torben Witte und Georg F. Höxter

Sommerfahrt 2009: Taizé



Sommerfahrt 2010: Kratzburg



Sommerfahrt 2010: Israel-Palästina



Einführungsseminar

Das erste Seminar, das die Stipendiaten und Stipendiatinnen erleben, ist das Einführungsseminar. Bei dem Einführungsseminar lernen die Stipendiaten die Stiftung und deren Idee genauer kennen und interpretieren einen biblischen Text, indem sie ihn mit einem Biblio-Drama als Theaterspiel darstellen.



September 2012: Biblio-Drama

Das Biblio-Drama eröffnet den Stipendiaten die Möglichkeit, ihre Rollen bei der Interpretation eines biblischen Textes frei zu wählen und sich der Aussage des Textes so auf eigene Weise anzunähern.



Sommerfahrt 2011: Taizé



Auswahlseminar

Viele Beiträge gehen nach dem Ende der Ausschreibung in Timmerlah ein. Jedes Jahr überraschen die kreativen Ideen der Bewerberinnen und Bewerber und es fällt schon nicht leicht, diejenigen unter ihnen auszuwählen, die zum Auswahlseminar eingeladen werden. Die St. Martini Gemeinde in Braunschweig stellt die Räume ein Seminar zu Verfügung, bei dem sich die ausgewählten Bewerber und Bewerberinnen bei Planspielen, einigen Aufgaben und in Gesprächen mit den Mitgliedern der Auswahlkommission präsentieren dürfen. Die Kommission setzt sich aus dem Vorstand der Stiftung und Persönlichkeiten aus Kirche, Politik, Wissenschaft und anderen gesellschaftlichen Bereichen zusammen. Eines ist jedes Jahr gleich: Die Auswahl ist nicht leicht, die Diskussionen dazu dauern oft in den Abend an.



Oh Hamburg meine Perle Seminar vom 22.–26. März 2012

Hamburg – so vielversprechend, so bunt, so aufregend. **Wir** – so voller Erwartungen um in einer kurzen Woche unsere Eindrücke zu sammeln.

Im März 2012 war Hamburg unsere Perle. 5 Tage lang erlebten wir die schönste Stadt Norddeutschlands auf so vielfältige, doch vor allem auf so aufregende Art und Weise. Untergekommen in der Missionsakademie der Uni Hamburg, mitten im reichen Altona – dem, wie wir erst nach der Ankunft erfuhren, Viertel Hamburgs, das sich mit der höchsten Anzahl an jährlichen Morden „rühmen“ kann – erreichten wir innerhalb einiger Minuten sowohl die Innenstadt als auch den wohl berühmtesten und uns – vor allem nachts – anziehenden Kiez, St. Pauli. Unter der Leitfrage „Kontakt mit anderen Kulturen – Wie?“ entwickelte Harald – natürlich neben seinen populären und stets willkommenen Käse- und Kuchenplatten, fünf Basisprojekte, von denen wir vier besuchen und eins selbst gestalten konnten.

Los ging es mit einem Besuch bei der sogenannten „Heilsarmee“, einer der vielen christlichen Freikirchen, die es sich zur Aufgabe machen einerseits soziale Arbeit (wie beispielsweise Obdachlosenfürsorge, Kinderheime) zu praktizieren und andererseits ihr kirchliches Leben zu verbreiten, wie zum Beispiel durch Seelsorgedienste oder auch Bibelstudien. Aufgeklärt von einem uniformierten Mitglied, einem sogenannten „Heilssoldaten“, erfuhren wir des Weiteren, dass das Leben in der Heilsarmee auf eine evangelikale Grundlage aufgebaut sei und folglich unter anderem auch ein Verzicht auf jegliche Genussmittel wie Tabak, Alkohol, Drogen und auch Pornografie implizierte.

Weiter ging es bei einer Anlaufstelle für Homosexuelle. Diese bietet sowohl unterstützenden Rat als auch ihre praktische Hilfe an, können jedoch heutzutage glücklicherweise aufgrund der steigenden gesellschaftlichen Akzeptanz von Homosexuellen verstärkt als beratende Instanz zum Beispiel bei Outings oder auch Erkrankungen auftreten und sind so folglich nicht (mehr) als „Personenschutz“ vonnöten.

Das nächste Projekt beruhte auf unserer eigenen Gestaltung. Unser sogenanntes „Bibliodrama“, das die



biblische Geschichte der Verhandlung des Christen Paulus mit den Pharisäern (im AT) in ein neu inszeniertes Theaterstück umwandelte, ermöglichte nicht nur uns, sondern auch vor allem Anton und Harald (!), einerseits in den jeweiligen Rollen aufzublühen und andererseits die Geschehnisse wie auch die Intention dieser Bibelgeschichte (besser) zu verstehen.

Am letzten Tag folgten unsere beiden letzten Projekte, die kaum unterschiedlicher und folglich interessanter hätten sein können. Während wir zuerst an einem uns allen vertrauten Gottesdienst des „Nord-Elbischen Missionswerks“, einer Zentrale für Ökumene und Entwicklung, teilnahmen, besuchten wir im Anschluss einen afrikanischen Gottesdienst in der christlichen Gemeinde Harburgs. Dieser stellte den krönenden Abschluss unserer 5-tägigen Hamburg-Erfahrung dar. Neben der unvoreingenommenen Gastfreundlichkeit der Gemeindemitglieder, neben ihrer überaus offensichtlichen Begeisterung für die Religion, neben der so bunten, so fröhlichen Aufmachung des Gottesdienstes, egal ob bezüglich der musikalischen oder auch rein optischen Gestaltung, faszinierte uns vor allem auch die Offenheit der Gemeinde, die uns sogleich integrierte und einigen von uns sogar die Möglichkeit bot, selbst einige biblische Texte vorzulesen, sie zu predigen.

All diese Projekte gewährten uns schließlich nicht nur einen Eindruck in andere (Sub-)Kulturen, sondern ermöglichten uns auch viel tiefer in solch ein Thema zu blicken. Auf diese Weise konnten wir unsere Leitfrage: „Kontakt mit anderen Kulturen – Wie?“ zutreffend beantworten: „Mit Offenheit und vor allem Toleranz!“

Sommerfahrt 2012: Polen



Dzien dobry!

Am 24 Juli 2012 starteten die Jahrgänge 15 & 16 ihre abenteuerliche Fahrt nach Polen. Um 8 Uhr morgens, bei den Stipendiaten gefühlte 6 Uhr, trafen wir uns am Braunschweiger Hauptbahnhof, um die 12-stündige Zugfahrt anzutreten. Trotz anfänglicher Schwierigkeiten, wie z.B. dass unser Polnischlehrer und guter Freund von Harald, Phillip, den Zug verpasste,



konnte nichts und niemand unsere Laune zerstören. Nicht einmal die Tatsache, dass wir vier Stunden in einem Bummelzug ohne Klimaanlage (!) bei gefühlten 40° verbringen mussten.

Um ca. 20:30 Uhr erreichten wir dann eeeendlich das Camp Rodowo, indem wir die nächsten neun Tage verbringen sollten. Das Camp liegt ca. eine Stunde von der Stadt Olztyń entfernt und befindet sich auf einem riesigen Gelände gleich neben einem Wald.

An den ersten Tagen ging es erst einmal darum, das Camp, die Leute dort und besonders die polnischen Jugendlichen, mit denen wir zusammen zum Thema „Menschenrechte“ etwas erarbeiten sollten, kennen zu lernen. Hierfür hatten unsere Betreuer aus dem Camp sich einen Programmplan für die neun Tage ausgedacht. Unser Tagesablauf in Polen bestand aus einer morgendlichen Andacht, einer Arbeitsphase zum Thema „Menschenrechte“ und aus Spaß, sportlichen Aktivitäten sowie einem Abendprogramm, welches zum Beispiel Karaoke vordachte. Ein weiterer

Punkt, der bald zum Tagesablauf gehörte, war das Baden in einem riesigen See. Dieser befand sich sozusagen direkt neben dem Camp und wurde von uns Stipendiaten täglich zur Abkühlung, bei den bis zu 30° heißen Tagen, genutzt. Und genau an diesem See ist es geschehen, das Unglaubliche, was niemand erwartet hatte: dass Harald sich getraut hat und unter tosendem Beifall das erste Mal ins Wasser gesprungen ist. Wir sind stolz auf dich, Harald!

Weitere Highlights der Zeit in Rodowo waren eine Kanufahrt, der Polnischunterricht (kein Schleimen, ist wirklich so!) und unser Deutscher Abend, den wir für die Polen vorbereitet hatten.

Die neun Tage vergingen schneller als gedacht, und so war es für uns bald Zeit sich zu verabschieden, um nach neun Tagen in Abgeschiedenheit noch drei Tage in Polens Hauptstadt Warschau zu verbringen.

In Warschau übernachteten wir in einem Hotel und hatten an den drei Tagen dort ausreichend Zeit die Stadt, alleine und mit einer Führerin, zu erkunden.



Außerdem besuchten wir ein Chopin-Konzert. Am letzten Abend aßen wir dann alle zusammen in einer Pizzeria, um die Fahrt gemeinsam ausklingen zu lassen.

Die 13 Tage vergingen wie im Flug und ehe wir uns versahen saßen wir schon im Zug mit gemischten Gefühlen auf dem Weg nach Hause, da auf der einen Seite die Trauer um das Ende der Fahrt groß war aber auf der anderen Seite die Vorfreude auf zu Hause doch nicht zu leugnen war.

Rückblickend haben wir die Zeit in Polen alle sehr genossen, sind zu einer Gruppe zusammengewachsen und erinnern uns gerne an diese 13 Tage zurück!

Juliane Kübel und Co.



Ehemaligenseminar 2012 zum Thema „Sünde“



Organisiert und geleitet von Petra Schmidkunz sollte das zweite Ehemaligenseminar der Stiftung Ökumenisches Lernen in Berlin stattfinden. Das Thema an diesem zweiten Wochenende im neuen Jahr sollte der Begriff der „Sünde“ sein, den wir uns gemeinsam mit den anwesenden acht ehemaligen Stipendiaten erarbeiten wollten.

Alle Teilnehmer trafen gegen acht bzw. neun Uhr in der Wohnung von Petra ein, da dort die Begrüßungs- und Einführungsrunde stattfinden sollte. Empfangen wurden wir mit einer wunderbar duftenden und wärmenden Türkischen Linsensuppe, die Petra und Nikolas für uns vorbereitet hatten und durch die wir so gleich in die kulturelle Vielfalt Berlins eintauchen durften.

Nach der Begrüßung aller wurden wir mit verschiedenen Fragen konfrontiert, die uns in das Thema einführen sollten. Die Aufgabe war sich die Frage zu stellen, was denn die schlimmste Sünde wäre, wenn man selbst eine Religion gründen würde. Die Ideen wurden auf Zetteln festgehalten und reichten vom Töten, Zerstören über Unglaube und Wortbruch bis

hin zu der polarisierenden Aussage, es gebe keine Sünde oder den Gegenpol, jede Sünde sei gleich schlimm. Besonders diese sehr gegensätzlichen Ansätze wurden intensiv und leidenschaftlich diskutiert. Anschließend wollte Petra von uns wissen, was für einen Zuspruch und Seelsorge ein Mensch bekommen würde, der diese Sünde tatsächlich begeht. Besonders lange wurde in diesem Zusammenhang über Mord diskutiert und es wurde vorgeschlagen, dem Täter zu helfen, ihn zu unterstützen und ihm gleichzeitig auch Zeit zu geben, diese offensichtliche Sünde zu verarbeiten. Daraus erkannten wir auch, dass nicht immer die Tat das Problem darstellt, sondern viel mehr die Schuld, mit welcher der Täter leben und fertig werden muss. Deswegen sollte dem Täter auch wieder Raum für gute Erfahrungen gegeben werden.

Zum Abschluss dieses gemeinsamen Einstiegs hatte Petra noch eine Abendandacht für uns vorbereitet um danach noch ein bisschen gesellig zusammen zu sitzen und sich über das Leben, die Arbeit, die Ausbildung, das Studium und auch über die Stiftung auszutauschen. Zu guter Letzt ging es in unser Hostel

nur ein paar Straßen entfernt von Petras Wohnung, wo wir uns nach der anstrengenden Anfahrt und Diskussion für den nächsten Tag ausruhen konnten.

Der Samstag startete mit einem Frühstück im Hostel, bevor wir uns mit Petra und Nikolas vor den Türen der Ausstellung von Emil Nolde's „Religiöse Bilder“ in der Jägerstraße trafen. Wir hatten eine gute Stunde, um diese Ausstellung zu entdecken und auf uns wirken zu lassen und die Antworten auf die Fragen zu finden, die Petra uns mit auf den Weg gegeben hatte: Wo begegnet dir Sünde und was sagt diese mir über mein Sein? Die Chance, das Thema des Wochenendes einmal visuell zu erleben gefiel allen sehr, und auch die Bilder selbst hatten eine starke Wirkung.

Anschließend ging es nach einem kleinen Spaziergang durch das sonnige Berlin zum Berliner Dom zur Mittagsandacht, wo wir trotz einiger Schwierigkeiten den Weg zum Gottesdienst fanden; die wenigen anderen Besucher waren Beweis für das Predigtthema, dass Christen nicht mehr über ihren Glauben Bescheid wüssten und nicht mehr in die Kirche gingen. Petra erzählte uns nach dem Ende der Andacht noch einige wissenswerte Dinge über die Geschichte und Bedeutung des Berliner Doms (so kompetent, dass wir zwischendurch einer illegalen Führung bezichtigt wurden), um dann diese geschichtliche Exkursion mit einem Besuch in den Katakomben mit den Särgen der Hohenzollern-Herrscher fortzusetzen.

Zurück im Tageslicht schlugen wir den Weg zur nächsten Mensa ein, die uns das Bezahlen und die Auswahl nicht leichtmachte; wir aber letztlich doch alle etwas in den Magen bekamen. So konnte die Auswertungsrunde des morgendlichen Museumsbesuchs beginnen und jeder durfte das Bild vorstellen, bei welchem ihm die Sünde besonders krass ins

Auge sprang. So stach bei dem Bild von Thomas und Jesus der Unglaube als Sünde hervor, die Darstellung von Adam und Eva im Garten Eden machte deutlich, dass nicht die Tat die Sünde darstellt, sondern mehr noch das Widersetzen gegen Gottes Gesetz. Auch das Bild „Ekstase“ wurde beschrieben und die in diesem Bild dargestellte Selbstekstase verurteilt. Im Bild des Fundes Moses durch die Tochter des Pharaos konnten wir in dem Blick ihrer Zofen Gier erkennen und bei Josephs Versuchung war die Wollust, von der – wie wir feststellten – jeder Mensch unterschiedlich stark betroffen ist, ganz klar das Thema und auch die Problematik des Bildes. Auch in der Darstellung von Jesus am Kreuz begegnete uns die Sünde in den Taten der Menschen, die Jesus solchen Qualen aussetzten und wir fragten uns, wie andere Menschen einem Menschen so etwas Grauensvolles antun können. Diese Frage beschäftigte uns auch noch später am Tag als wir die Gedenkstätte des Holocaust-Mahnmals besuchten.



Denn nach dieser gemeinsamen Runde hatten wir bis zum Abend Zeit Berlin ein bisschen auf eigene Faust zu entdecken und es stand jedem frei, wie er seine Freizeit gestaltete; allerdings sollten wir weiterhin mit wachen Augen beobachten um beantworten zu können wie explizit die Sünde dargestellt werden muss und was passieren muss, damit Vergebung möglich ist und auch geschieht. Ein Großteil unserer Gruppe entschied sich nach einem Spaziergang entlang „Unter den Linden“ und der Besichtigung des Pariser Platzes sowie des Brandenburger Tors für den Besuch des Holocaust-Mahnmals. Nach einigen Irrwegen durch das Labyrinth der Monolithe gelangten wir schließlich zum Eingang der Gedenkstätte unter



dem Mahnmal. Die beeindruckende Ausstellung sahen die meisten von uns zum ersten Mal und da es nur vier Ausstellungsräume gab, konnten wir auch in der kurzen Zeit einen guten Einblick gewinnen. Die vielen unglaublichen Daten zum Völkermord gepaart mit persönlichen Geschichten und schockierenden Bildern ließen bei uns wieder die Frage aufkommen, wie Menschen fähig sind, so etwas zu tun. In der Auswertung am nächsten Morgen nach dem Gottesdienst waren wir uns einig, dass besonders in Bezug auf den Holocaust die Sünde ganz eng verknüpft ist mit der unbedingt notwendigen Versöhnung. Wir stellten fest, dass der Neid, den die Deutschen auf die Juden hatten, nicht positiv im Sinne einer Herausforderung genutzt wurde, sondern negativ und mit dem Schlimmsten endete. Zudem erkannten wir, dass bei den Tätern erschreckenderweise gar nicht mehr das Bewusstsein über das eigene Sündigen vorhanden war, und somit ein Nährboden für die systematische Ausrottung einer Volksgruppe vorhanden war. Sicher waren wir uns auch, dass Vergebung nur möglich ist, wenn wir diesen Teil unserer Geschichte auch an folgende Generationen weitergeben.

Nach dem Besuch der Gedenkstätte waren alle einigermaßen geschlaucht, sodass wir uns noch einen Kaffee in der Nähe des Potsdamer Platzes gönnten, um dann zum Kottbusser Tor aufzubrechen, wo wir Petra und Nikolas wiedertreffen wollten. Die beiden nahmen uns mit zu einem Araber in der Nähe wo wir sehr exotisch und reichhaltig speisen konnten. Zuvor aber stellten wir uns noch gegenseitig die sieben „Todsünden“ vor und beschlossen damit den offiziellen Teil des Tages.

Nach dem Essen war wieder einmal Petras Wohnung die Anlaufstelle für ein gemütliches Beisammensitzen. Wir konnten sogar noch den Film „Camila“ genießen, bei welchem im tiefkatholischen Argentinien der junge Pfarrer sich in die Tochter des Großgrundbesitzers verliebt und beide nach gemeinsamer Flucht doch noch gefasst und hingerichtet werden und somit das Beispiel schlechthin für die Sünde und den Umgang mit ihr darstellt. Es folgte die wieder internationale Abendandacht von Petra und dann noch einige schwierige Fragen von Elizabeth zu der Bibelsicherheit und den Bibelgebrauch der deutschen Christen bevor wir uns, geschafft vom Tag, ein letztes Mal auf den Weg zu unserem Nachtquartier begaben.



Nach einer bei manchen recht kurzen Nacht, ging es am Morgen dann darum, rechtzeitig auszuchecken und zur Kirche der evangelisch-reformierten Gemeinde Petras zu gelangen, wo wir uns vorgenommen hatten, den Gottesdienst zu besuchen. Trotz einiger Schwierigkeiten mit Kaffeemaschinen und anderen Sachen gelang es uns nach einem kurzen Frühstück bei schönstem Wetter die kleine Kirche mitten in Neukölln zu finden. Dort wurden wir herzlich vom Pastor und anderen Gemeindemitgliedern begrüßt und fühlten uns auch in der Kaffeerunde danach in dieser kleinen Gemeinde sehr willkommen.

Nach einigen interessanten Gesprächen mit den Gemeindemitgliedern versammelten wir uns ein letztes Mal zu einer gemeinsamen Runde und sprachen über das Erlebte vom vorherigen Nachmittag. In unserer Feedback-Runde vor dem Abschied bedankten wir uns bei Petra für ein perfekt organisiertes und geleitetes Seminar und natürlich für ihre herzliche Gastfreundschaft. Wir waren uns alles einig, dass das Thema und die Gespräche für den Umfang eines Wochenendes passend und ausreichend waren und dass die Atmosphäre, Stimmung und die anderen Teilnehmer wehmütig an alte Stiftungs-Zeiten erinnerte. Deswegen freuen wir uns schon jetzt auf ein weiteres Ehemaligen-Seminar, bei dem auch Harald dann gern gesehen ist und hoffen, dass es bis dahin nicht wieder 14 Monate dauert.

i.A. der Gruppe
Jan-Torben Witte

Abenteuer Jakobsweg – Buen Camino?



Als neugeborener Stipendiat oder Stifftling, wie ich es lieber sage, ist die erste Sommerfahrt ja etwas ganz Besonderes. Besonders dann, wenn man von Harald Post bekommt und erfährt, dass man in Spanien zwei Wochen auf dem Jakobsweg pilgern soll. Ziel: Eine der Pilgerstätten für Christen überhaupt – Santiago de Compostela. Aufregender kann es eigentlich gar nicht mehr werden. Nach einem untypisch chaotischen und mehr als informativen Vorbereitungstreffen in der Weltstadt Timmerlah, bei dem sich Harald als Haraldo vorstellte, musste erstmal gründlich eingekauft werden. Was braucht man denn so zum Pilgern? Durch meine unglaublich große Wandererfahrung – ich hatte keine – konnte ich diese Frage natürlich ohne Probleme beantworten und hatte selbstverständlich fast rechtzeitig alle Utensilien zusammen: Wanderrucksack, -schuhe und -socken, Regencape, jede Menge Pflaster und Salben, Vitaminriegel, einen unglaublich attraktiven Sonnenhut und noch viel mehr.



28. Juni 2013, es ist 5:41 Uhr. Angehende Pilgerinnen und Pilger stehen wartend in der Braunschweiger Bahnhofshalle. Da flitzt Haraldo heran, voller Vorfreude auf das kommende Abenteuer. Schnell wird sich verabschiedet, das Testament wird den Eltern überreicht, niemand weiß, wie das hier enden soll. Dann geht's endlich los! Von Braunschweig fahren wir nach Frankfurt, um von dort nach Madrid zu fliegen. Um 16:04 Uhr besteigen wir das kleinste Flugzeug überhaupt, die Reise geht weiter nach Pamplona, wo uns eine Hitzewand der späten Nachmittagssonne erwartet. Nach einer kurzen Busfahrt und einer längeren Suche nach unserer heutigen Bleibe sind wir endlich in der Pilgerherberge in der Stadt Estella angekommen. Das Gefühl, zu viel in meinem blauen Wanderrucksack mitgenommen zu haben, lässt mich erstmal nicht los.

Der erste Wandertag, unser Etappenziel liegt 22 km weit entfernt und heißt Los Arcos. Gemeinsam geht es früh morgens los, vorbei an den ersten Jakobsmuscheln, die uns den Weg zeigen. Als wir raus aus der Stadt kommen, erwartet uns eine atemberaubende, leicht hügelige Landschaft, das saftige Grün der Wiesen passt perfekt zum strahlend blauen Himmel. Plötzlich kommt der Tross zum Stehen, Haraldo hat eine Weinquelle entdeckt! Die einen trinken fröhlich einen Becher nach dem anderen, der Rest macht Fotos – noch wird gelächelt ... Wir laufen Berge rauf und Berge runter, kommen durch wunderschöne spanische Dörfer und die Sonne lacht unerbittlich auf uns herab. Dann kommen wir endlich an. Wir schleppen uns durch das Dorf, über den Marktplatz bis zur Herberge. Haraldo ist natürlich schon da, er



wird auch die nächsten Tage fast immer zuerst da sein und nie ein Zeichen von Anstrengung zeigen. Obwohl er immer als letzter losgeht, sehe ich ihn komischerweise nie an mir vorbeiziehen, es ist und bleibt mir ein Rätsel. In dieser Nacht war es mir relativ egal, dass neben mir in den Betten fast nur Männer schliefen und schnarchten. Schlaf war das, was wir jetzt brauchten!

Jeden Tag hatten wir ein Tagesthema, das am vorherigen Tag bestimmt wurde. Es waren Themen wie „Was treibt euch an?“ oder „Wie stellt ihr euch eure Zukunft vor?“. Wie in der Stiftung üblich, hätten wir alle am Ende der Reise einen Preis fürs Philosophieren und Diskutieren bekommen müssen.

Das sanfte Rascheln der anderen Pilger weckt mich und mir fällt wieder ein, dass heute ganze 30 km vor uns liegen. Wir gehen in Kleingruppen los, natürlich gleich bergauf, wie sollte es auch anders sein? Wir machen Pausen in den Dörfern, durch die wir kommen und uns den einzigen Schatten auf dem Weg bieten. Wir bekommen Pilgerstempel für unseren Pil-



gerausweis in allen Kirchen und in vielen Bars und Restaurants. Die Einheimischen dort leben von den Pilgern, denn denen ist es nach einer anstrengenden Wanderung meist egal, wie viel sie z.B. für eine Flasche Wasser bezahlen müssen. Angekommen in Logroño und voller Vorfreude auf die Herberge mit Pool stellt sich heraus, dass schon alle Betten belegt sind – das war ja klar. Fast verlässt uns das letzte Fünkchen Hoffnung, da finden wir ein Hotel, das auch Räume für Pilger zur Verfügung stellt. Vollkommen überhitzt strecke ich mich erstmal auf dem luxuriös-kühlen Steinboden aus. Und obwohl wir alle so erschöpft sind, macht uns das Pilgern langsam aber sicher Freude.

Am nächsten Morgen geht es weiter. Nach 26 km erreichen wir kriechend unser Tagesziel, die Stadt Nájera. Überall auf dem Weg sehen wir Pilgerdenkmale, die oft aus aufeinandergestapelten Steinen oder Wanderschuhchen bestehen. Ironischerweise wird auf dem Weg auch für Massagen und Taxiunternehmen geworben. Natürlich ist die Albergue bei unserem Schneckentempo wieder voll, aber nach längerem Suchen und so manchen Spanischkenntnissen finden wir einen Schlafplatz. Das ist Survival-Training!

Ich muss leider sagen ... wir haben ein bisschen geschummelt. Die nächste Etappe würden wir teilweise mit Bus und Bahn zurücklegen. Wir fahren zuerst mit dem Zug nach León und am nächsten Tag weiter nach Virgen Del Camino. Die meisten von uns entscheiden sich dazu, von dort aus noch weitere 10 km mit dem Bus zu fahren. Wer möchte auch schon ganze 50 km laufen? Selbstverständlich sind diejenigen, die sich das zutrauen, auch noch vor uns in der Albergue in Astorga. Auf diesem Weg sehen wir mehr Pilgerzeichen, Santiago-Schilder und Buen Caminos als sonst und treffen auch mehr Pilger, die uns ihre Geschichten erzählen. Manche davon haben kein Ziel, andere wissen genau, wo sie hinwollen. Doch wir alle haben etwas gemeinsam: Wir haben unser Konsumleben hinter uns gelassen und alles, was wir haben, tragen wir auf dem Rücken. Wir haben uns zwar an den schweren Rucksack gewöhnt, doch ich brauche eigentlich 60 Prozent meines Rucksackinhaltes nicht ... An diesem Nachmittag kommen wir auf eine kleine Anhöhe, auf dem „La Casa“, ein kleiner Stand für Pilger, steht. Ein Mann stellt jeden Tag frisches Wasser und Obst, Milch, Saft und Kekse für die Pilger bereit. Außerdem gibt es schattige Plätze zum Ausruhen – natürlich sind die alle belegt, aber heute finde

ich das nicht schlimm. Alles ist bunt bemalt und beschrieben. Ich frage den Mann, warum er das denn täte, und er antwortet wie aus der Pistole geschossen und als wäre es die normalste Sache der Welt, dass alles von Gott gemacht sei. Niemals war Wasser wohlthuender, niemals schmeckte mir das Obst leckerer!



Die weiteren Tage führen uns nach Rabanal, einem kleinen, sehr niedlichen und schattigen (!) Dorf auf einem Berg, weiter nach Ponferrada vorbei am berühmten Cruz de Ferro, wo Pilger Steine mit z.B. Sprüchen hinterlassen, von dort nach Villafranca, wo wir das erste Mal wieder so eine richtig ausgiebige Abkühlung in einem Fluss genießen können und dann nach La Faba, einer deutschen Herberge. Von dort aus gibt es einen Rucksack-Shuttle (den gibt es aber auch nur, weil wir so viele Verletzte haben), was die Sache natürlich so erheblich erleichtert, dass wir die 34 km nach Samos im Eiltempo zurücklegen und FAST gleichzeitig mit Haraldo bei der Herberge ankommen. Das ist Rekord! Da wir nun schneller als sonst unser Ziel erreicht haben, bleibt uns Zeit für ein ausführliches Essen, und wir lassen es uns nicht nehmen, den Ort ein bisschen zu erkunden.

Eigentlich soll man als Pilger nach Santiago rein pilgern. Natürlich hat Haraldo andere Pläne und wir fahren mit dem Pilgerbus. Ein bisschen laufen wir trotzdem, und zwar zu unserem Hotel, das mitten in der Innenstadt in der Nähe der Kathedrale liegt. Von unserem Zimmer im obersten Stock haben wir einen durchaus famosen Blick über Santiago und als wir endlich den Vorplatz der riesigen Kathedrale betreten, fallen uns unsere Pilgersorgen vom Herzen.

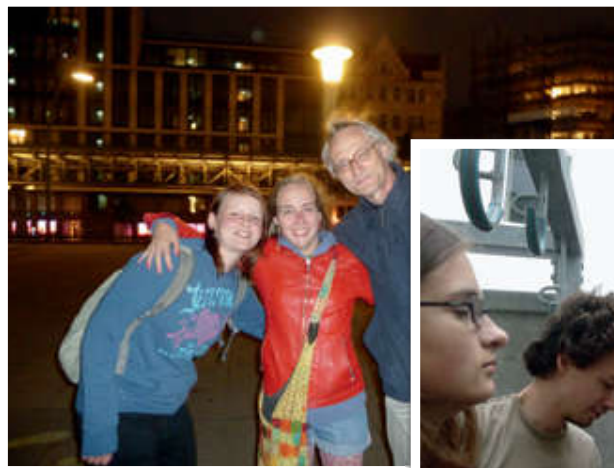
Nicht nur wir sind mehr als erleichtert, Haraldo ist entzückt wie nie, und auch die anderen Pilger jubeln lautstark und freuen sich mit uns. Nun muss die Kathedrale erst mal von innen bestaunt werden, und sie raubt uns für einen kurzen Moment den Atem. Doch auch das Konsumleben muss erstmal wieder so richtig auskosten werden. Wir stürmen das erstbeste Restaurant und gönnen uns typisch spanische Köstlichkeiten: Döner und Pizza satt. Danach fallen wir über die touristischen Attraktionen her und kaufen uns allerlei Souvenirs, darunter T-Shirts, die beweisen, dass wir es wirklich bis nach Santiago geschafft haben. Nach zwei Tagen voller Erlebnisse haben wir gemütliche Abende im Park hinter uns, haben eine Messe in der Kathedrale erlebt und ergatterten uns mühsam und nach langem Warten eine Pilgerurkunde. Auch das stiftungstypische Abschlussessen war mehr als amüsant, und die spanischen Nächte sind lang ...

Nach 233 zurückgelegten Kilometern geht es zurück in den Alltag nach Deutschland. Obwohl Ferien sind, hat niemand so richtig Lust, Spanien jetzt schon zu verlassen. Haraldo ist gelassen wie sonst auch und verbreitet gute Stimmung. Obwohl wir während des Pilgerns nicht so richtig die Möglichkeit hatten, die Gruppe kennenzulernen, halten wir den Jakobsweg doch in guter Erinnerung und werden immer mit großem Stolz auf dieses Abenteuer zurückblicken.

von Franziska De Vries



Seminar in Hamburg 2014



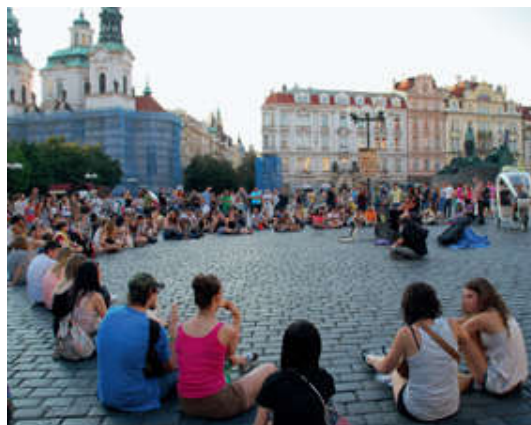
Sommerfahrt 2014: Tschechien

Eine Zehn-Tage-Reise nach Tschechien – acht Tage in Návší, nahe der polnischen Grenze, wo wir bei unserer tschechischen Partnerkirche untergebracht waren sowie zwei Tage in Prag:

Die Reise begann spannend: Im Zug nach Tschechien gab es ein gemeinsames Frühstück und die T-Shirts, die wir extra für diese Fahrt hatten bedrucken lassen, wurden verteilt. Motiv: Der Fußballspieler Haraldo. Aus der Gruppe, in welcher sich bei Antritt der Fahrt nur wenige kannten, sollte eine feste Gemeinschaft werden, zu welcher auch die tschechischen Jugendlichen aus der Gemeinde in Návší fest dazugehören würden.

Als wir nach der Zugfahrt (endlich) angekommen waren, wurden wir am Bahnhof begrüßt und zu unserer Unterkunft gebracht – einer ehemaligen Unterkunft für Pilger, welche nun für ca. eine Woche unser Zuhause wurde. Gegenüber von unserem Haus war die Kirche und nebenan gab es ein Fußballfeld.

Da es schon etwas später war und praktisch alle sehr müde waren, haben wir am ersten Abend nicht mehr viel gemacht. Am nächsten Morgen aßen wir gegen



9 Uhr Frühstück (angesetzte Stiftungszeit war um 08.30 Uhr) und danach haben wir ein paar der tschechischen Jugendlichen kennengelernt. Es waren zwei Mädchen, Johanna und Lucy und zwei Jungen, Marek und Marek. Wir haben uns in kleinere Gruppen aufgeteilt, um einander kennenzulernen und sind danach zum Mittagessen in ein Restaurant gegangen, welches wir noch öfter besucht haben. Nach dem Mittagessen hatten wir Zeit in das Zentrum der Stadt zu gehen, dieses zu erkunden und unbedingt nötige Einkäufe zu erledigen ... Es wurde (natürlich)



mehr als das Nötigste eingekauft, Tschechien ist nämlich billig. Später wurden wir dann zu einem Treffen der Kirche für Jugendliche eingeladen, wo Spiele gespielt und viel gesungen wurde. Später wurde gegrillt und sich fröhlich unterhalten, die Tschechen sind wirklich unglaublich nette und offene Leute.

Nach diesem wundervollen ersten Tag wurden die Tage nur noch besser – voll mit Aktivitäten, Spaß und Fröhlichkeit. Für den Sonntag haben wir einen Gottesdienst vorbereitet und haben versucht, Tschechisch zu lernen, eine wirkliche sehr schwere Sprache. Außerdem haben wir auch Deutschstunden gegeben, jeden Morgen eine Morgenandacht gemacht und in praktisch jeder freien (und unfreien) Minute gesungen – besondere Lieblinge bei diesen Gesängen waren dabei ‚Wonderwall‘ und ‚Our God is an awesome God‘. Wir haben viel zusammen gekocht, wobei natürlich nie etwas schief lief ... Nach unserem Gottesdienst am Sonntag konnte man entweder ins Zentrum gehen, wo eine Parade stattfand oder sich einen entspannten Nachmittag im Haus machen, bis wir dann abends zu einer Art Jahrmarkt gegangen sind.



Die nächsten Tage bestanden aus Aktivitäten wie Sprachklassen, Gesprächen und Diskussionen – einmal den Film ‚König der Löwen‘ gucken, das dann doch auch dreckige Haus mal putzen, die Auseinandersetzung mit einem Gedicht und die Wanderung auf einen Berg mit späterem (optionalen) Schwimmen in einem kalten Freibad an der Bergspitze. Und natürlich immer mit von der Partie waren die tschechischen Jugendlichen, die wir sehr in unser Herz geschlossen hatten. Aber auch diese Zeit ging vorbei und es kam der Tag, an dem wir uns verabschieden mussten und mit dem Zug nach Prag fuhren, denn Tschechien an sich würden wir erst nach zwei Nächten in Prag verlassen.

Die Stadt Prag ist wunderschön und nach einer Stadtführung bekamen wir auch die Erlaubnis, sie alleine zu erkunden, in Dreiergruppen versteht sich! Alle waren begeistert von der Stadt und den Erlebnissen dort. An die Zeit in Návší werden wir uns immer wieder gerne zurück erinnern und das zeugt doch wohl von einer erfolgreichen Stiftungsfahrt!

Antonia Daunert und Sophie Bimmermann



Sommerfahrt 2015: Taizé

Dieses Jahr haben wir eine Woche gemeinsam in Taizé, einem kleinen, aber weltberühmten Dorf, gelegen im französischen Südburgund nahe der Stadt Cluny, verbracht.

Dort wurde 1940 von Frère Roger eine ökumenische Bruderschaft gegründet, der noch heute über hundert Männer aus allen Erdteilen, unterschiedlicher christlicher Konfessionen angehören. Jedes Jahr kommen tausende von Menschen, überwiegend Jugendliche, aus der ganzen Welt nach Taizé um dort eine Zeit der Begegnung mit anderen, sich selbst und Gott zu verbringen, so wie auch wir dieses Jahr.

Unsere Reise begannen wir am Braunschweiger Busbahnhof, von dem aus wir in etwa 11 Stunden Fahrt unser Ziel erreichen sollten. Schon die vergingen wie im Flug mit einem ausgiebigen Frühstück, vielen Kartenspielen und der Freude alle wiederzusehen.

Mitten in der Nacht kamen wir dann in Taizé an. Nun doch schon recht müde fanden wir gerade noch den Weg in unsere Baracken (das sind schlichte Gruppenunterkünfte, in denen, sowie in Zelten, die Besucher für die Zeit ihres Aufenthalts wohnen) und fielen sofort in die Federn.

Am nächsten Morgen – einem Sonntag – ging es gleich mit einem Gottesdienst in der riesigen Kirche los, in der mehrere tausend Menschen auf dem Bo-



den sitzend Platz finden. Ganz anders als wir es kennen, besteht der Gottesdienst aus vielen verschiedenen sprachigen und sich in meditativer Art wiederholenden Gesängen. Einzelne Brüder lesen in der Bibel und beten. Besonders verwundert waren wir über die siebenminütige Stillephase, in der trotz so vieler Menschen eine unglaubliche Ruhe eintritt und jedem Zeit für sich selbst gegeben ist. Erstaunlicherweise war das für viele von uns eine völlig neue Erfahrung, die uns anfangs doch recht seltsam vorkam. Mit der Zeit jedoch haben wir immer mehr gelernt uns auf diese Minuten einzulassen, sie in den täglichen Andachten regelrecht herbeizusehnen.

Ein typischer Wochentag in Taizé strukturiert sich dann etwa folgendermaßen:

Der Tag beginnt mit einer (natürlich freiwilligen) Andacht um 7.40 Uhr. Danach gibt es ein schlichtes Frühstück, für das man sich wie für jede Mahlzeit, in die Reihe der Wartenden begeben muss. Darauf folgt eine Bibeleinführung, jeden Tag zu einem anderen Bibeltext, mit einem Bruder und das tägliche Treffen



der Bibelgruppen, die möglichst bunt aus etwa zehn Personen verschiedener Herkunft und Sprache bestehen. Wir haben viel geredet – nicht immer über den Bibeltext – gespielt, gelacht und vor allem uns kennengelernt. Gleich danach läutet die Kirche dann zur Mittagsandacht und danach gibt es ein kreatives Mittagessen. Die Zeit am Nachmittag konnten wir etwas freier gestalten. Entweder mit verschiedenen Workshops, dem Chor oder zum Beispiel einen Spaziergang in den Park machen, zur Stillen Quelle. Wir haben aber auch einfach viel Gitarre gespielt und gesungen, Erlebnisse ausgetauscht, die Umgebung angeschaut und miteinander gelacht. Für alle, die Lust hatten, gab es dann Nachmittags noch Tee und nach dem Abendessen die Abendandacht. Hier sind wir oft noch viel länger geblieben um zu singen und uns zu entspannen. Oder es ging zum „Oyak“, wo es abends noch Getränke, verschiedene Snacks, Musik und viele offene Menschen zu treffen gab. Ganz besonders sind dann noch die beiden letzten Abend-



gottesdienste der Woche, am Donnerstag mit dem Gebet am Kreuz und freitags der Lichtergottesdienst, bei dem alle Menschen eine kleine Kerze bekommen, bis die ganze volle Kirche in den goldenen Kerzenschein gehüllt ist und eine unglaublich friedvolle Atmosphäre in dieser großen Gemeinschaft entsteht.

Insgesamt war unsere Zeit in Taizé einerseits von dem stillen sinnlichen Erlebnis, aber genauso von der lauten und bunten Begegnung geprägt. Mit gemischten Gefühlen sind wir gekommen, und wenn uns manches auch noch so fremd war, haben wir uns auf etwas neues eingelassen und dabei sicher auch uns selbst ein bisschen besser kennengelernt. So führen wir also nun auch wieder mit gemischten Gefühlen nach Hause, aber diesmal vielleicht ganz anderen und vor allem mit einem etwas Veränderten Blick auf unseren Alltag zu Hause und bestimmt werden einige von uns eines Tages nach Taizé wiederkommen. Vergessen werden wir diese Woche jedenfalls nicht!

von Sophie Bimmermann

Rückkehrerseminar

Wie sieht es in den Partnerkirchen und -projekten aus? Was habe ich mitgenommen, wie gehe ich damit um? Die Stipendiaten und Stipendiatinnen kommen mit zahlreichen Eindrücken, Erfahrungen und Erlebnissen im Spätsommers eines jeden Jahres zurück aus den Partnerkirchen und -projekten. Im Rahmen eines Seminars für die Rückkehrer tauschen die Stipendiaten sich über ihre Zeit im Ausland aus. Gemeinsam mit Harald Welge erinnern, befragen und reflektieren die Rückkehrer der Erlebnisse während

ihres Auslandsaufenthaltes. Am Ende des Seminars wird es für die anderen Stipendiaten der Stiftung und alle Interessierten und Freunde anderer Kulturen interessant: Die Rückkehrer berichten bei einem Stiftungsabend über ihre Freiwilligendienste und präsentieren ihre Einsatzstellen.

Auf den Fotos ist das Rückkehrerseminar im September 2015 zu sehen.



Ehemaligenseminar 2015: Stiftung – und dann?

Vielen von uns ging es bereits so, sie durften ihre Stiftungszeit voll auskosten und waren im Ausland. Dann ist es aber noch lange nicht vorbei – und es wäre schade wär's so! Im Stiftungsprogramm lernt man wunderbare, offene und kommunikative Menschen kennen. Diese möchte man natürlich wiedersehen und sich auch über das Leben nach dem Auslandsaufenthalt austauschen. Jährlich gibt es nach Weihnachten ein Ehemaligentreffen bei Harald, welches man nicht verpassen sollte. Es wird diskutiert – über neue Stipendiaten, den Kontakt zu den Partnerländern, Ehemaligenseminare, Finanzen, die Stiftung an sich und vieles weitere. Harald kann häufig Hilfe gebrauchen, auch wenn es nur Leute sind, die den neuen Stipendiaten ihren Aufenthalt vorstellen und ihnen Tipps geben.

Anlässlich unseres 20jährigen Jubiläums kann ich sagen: Ich bin stolz auf uns! Ich bin stolz, dass wir so einen guten Zusammenhalt haben und auch Ehemalige weiterhin dabei sind. 2015 gab es ein Ehemaligenseminar in Leipzig. Zu einem Ehemaligenseminar

wird immer ein Thema gesucht, oder eine Leitfrage, welche dann ein paar Tage von den Teilnehmern diskutiert wird. Dabei fehlt natürlich nicht der Spaß oder das Kennenlernen der Stadt, in der sich getroffen wird.

Weiterhin finden jährlich Zwischenseminare, Sommerfahrten und Auswahlgespräche der neuen Stipendiaten statt. Auch hier dürfen sich, soweit es Kapazitäten gibt, Stipendiaten „einmischen“. Ich hatte bereits das Glück bei einer Sommerfahrt und zwei Auswahlgesprächen dabei zu sein. Es hat viel Spaß gemacht!

Ich hoffe in Zukunft können sich weiterhin einige Ehemalige motivieren, dabei zu bleiben. Dann können auch Projekte wie der Jakobsweg oder weitere Ehemaligenseminare realisiert werden.

Ich freue mich drauf!

Franziska Fries



Polen Vorbereitungsseminar 2016 Helmstedt



Seminar in Berlin 2016



Wir Stipendiaten haben uns für unser diesjähriges Seminar für das Thema „Gender und Geschlechterrollen in der Kirche und der heutigen Gesellschaft“ entschieden. Um uns hierfür zu informieren, verbrachten wir zunächst einen Tag in Timmerlah, wo uns Prof. Sabine Brombach (Dekanin für Sozialarbeit an der Ostfalia Hochschule in Wolfenbüttel) mit Daten zur Verteilung Männer/Frauen in Beruf, im Haushalt oder der Erziehung an das Thema herangeführt hat. Nach diesem interessanten Einstieg konnten wir ein ausführliches Gespräch mit dem Pastor i.R. Dietrich

Küssner führen, der uns von seinen Erfahrungen mit Homosexualität in der Kirche berichtete.

Nachdem wir den Abend in gemütlicher Atmosphäre ausklingen ließen, begann der Freitagmorgen am Braunschweiger Bahnhof, wo sich unsere Gruppe nach und nach sammelte, bevor wir in den Zug Richtung Berlin stiegen. Auf der Fahrt unterhielten wir uns schon über das Thema und tauschten uns über unsere persönlichen Ansichten aus. In Berlin angekommen, begaben wir uns nach dem Besuchen unserer Unterkunft und einem „briefing“ in kleinen Gruppen auf den Weg durch die Stadt. Unser Ziel war es, möglichst viele Passanten zu unserem Thema zu

befragen. Fragen überlegten wir uns vorher in der ganzen Gruppe gemeinsam, um ein Fazit aus den Interviews ziehen zu können. Die Kleingruppen bewegten sich in verschiedenen Stadtteilen Berlins und kamen auf ganz unterschiedliche Ergebnisse, die wir am nächsten Tag im uns von der Ev. Kirchengemeinde Neu-Westend freundlicherweise zur Verfügung gestellten Gemeindehaus austauschten. Hier beschäftigten wir uns auch mit dem Theaterstück „Über die juristische Unschärfe einer Ehe“ des Gorki Theaters, welches wir am Abend zuvor besucht hatten. Auf unsere eigene Art „dramatisch“ wurden wir, als wir eine Szene des Stücks der Jungfrau von Orleans bibliodramatisch inszenierten. Den Abschluss unseres Seminars genossen wir alle beisammen in einem indischen Lokal.

Ob in den Gesprächen mit Passanten oder internen Diskussionen in der Gruppe über das Thema „Gender und Geschlechterrollen in der Kirche und der heutigen Gesellschaft“, lernte jeder von uns wie wichtig Gleichberechtigung ist und das Homosexualität auf keinen Fall verurteilt werden darf, da es nicht darum geht, wen man liebt, wenn man liebt. Es war ein spannendes, aufregendes und interessantes Seminar, bei dem wir auch uns selbst und die Gruppe noch einmal besser kennenlernen konnten.

Bericht von Cato, Lennart, Johnny (alias Mirja), Julius und Joshua

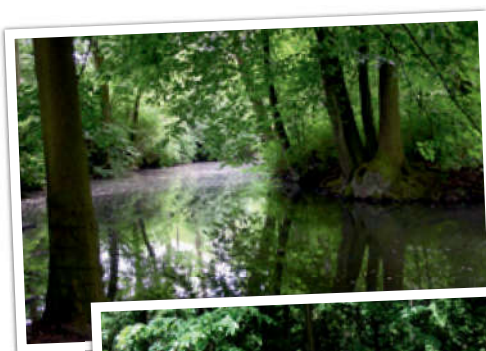


Vorbereitungsseminare für den Auslandsaufenthalt

Für einige unserer Stipendiaten und Stipendiatinnen steht jedes Jahr ein wörtlich entschiedener Sommer an: Bevor sie ihre Freiwilligendienste in den Partnerkirchen und Partnerprojekten im Ausland antreten, bereiten sie sich gemeinsam mit Harald Welge mit einem Vorbereitungsseminar auf diese entscheidenden Ereignisse vor. Entscheidend sind sie aus mehreren Gründen, man verabschiedet sich von Familien und Freunden in Deutschland und macht sie auf zu

neuen Begegnungen. Doch wie geht man damit um? Ökumenisch Lernen? Krisen, Freuden, einige spezielle Herausforderungen des Alltags im Ausland, der Blick auf die Welt und nicht zuletzt die neuen Begegnungen – das sind einige Themen des Seminars.

Die Fotos zeigen eine Auswahl der Vorbereitungsseminare aus den Jahren 2009, 2012, 2015 und 2016 in Helmstedt und Gifhorn.



Auslandsaufenthalte in den Partnerkirchen und -projekten

2009/10: Maria in Indien – eine Rundmail

Hallo ihr lieben Daheimgebliebenen und Weltgereisten!

Hoffentlich gehts euch allen ebenso gut wie mir, denn dann habt ihr nichts zu befürchten! Endlich fängt bei mir der Kulturschock an, auf den ich so lange gewartet habe. In der Grossstadt Chennai war alles noch relativ normal oder ich war einfach zu gut vorbereitet, so dass mir vieles einfach normal vorkam. Der Mindestabstand im Verkehr beträgt höchstens sechs Zentimeter. Natürlich ist mir das aufgefallen, aber man gewöhnt sich schnell daran und hat nichts zu befürchten; selbst als Fußgänger nicht. Ich habe bisher keinen einzigen Un- oder Risikofall bemerkt. Der Geruch wurde nur in der "rush hour" zum Gestank und selbst das ließ sich gut aushalten. Bei Sashi habe ich mich sehr wohl gefühlt. Sie ist super nett, hat mich gut „mit dem Kopf nach Indien gebracht“ und ist für jedes herzliche Lachen zu haben. Wir waren zusammen in einem historischen Freiluftmuseum, wo das Kunsthandwerkfoto entstanden ist. Mit einer ganz feinen, spitzen Nadel werden sehr filigrane Bilder in getrocknete Blätter geritzt. Anschließend wird das ganze dann in schwarze Tinte getaucht und zusammengeheftet. Ein Bild dauert in dieser Herstellung ungefähr fünf bis neun Monate. Desweiteren gab es in dem Museum noch typisch südindische Architektur. So konnte ich zum ersten Mal richtige tamilische Häuser betreten. Ein Hennatattoo hab ich mir auch noch machen lassen. Dann waren wir noch in der Stadt und haben Klamotten gekauft. Ich konnte mich gar nicht satt sehen an all den Farben, also habe ich mich für ca. 40 Euro (inkl. Schneiderkosten) fünfmal komplett bis auf die Socken, die hier aber auch keiner braucht, eingekleidet!



Am Freitag fing dann das Seminar mit den anderen Freiwilligen an. Wir hatten viel Spaß zusammen und konnten uns näher kennenlernen. Wir waren auf dem Mount St. Thomas, wo der erste Christ in Indien war. Thomas, der Jünger von Jesus, nicht mein Vater. Dort hatte ich auch die Ehre, den Papst zu treffen (nicht den katholischen ;)) und einen Blick über die Stadt zu bekommen. Meines Wissens hat Chennai ca. neun Millionen Einwohner. Am Sonntag wollten wir in den englischsprachigen, lutherischen Gottesdienst um 6.30 Uhr gehen, doch das frühe Aufstehen war umsonst. Die Inder, die uns abholen wollten, kamen selbst eine halbe Stunde zu spät und so verpassten wir den Großteil des Gottesdienstes. Dafür gab es aber danach allerlei Kitsch und Krams mit Jesus, Maria und Bibelsprüchlein zu kaufen, was alles wieder wett machte! Dann kauften wir ein paar Gitarren, ich besuchte noch einmal Sashi und ihre Kinder und abends trafen wir uns am Marina Beach. Ich sah zum ersten Mal das richtig weite Meer. Nicht nur die Ostsee oder das Mittelmeer, sondern den richtigen Ozean. Die Wellen sind geil und ich bedauere sehr, als Frau nicht weiter als mit den Füßen ins Wasser zu dürfen.



Am Montag durften wir uns dann von der weniger geliebten Toilette verabschieden, denn es ging ab nach Hause. Die Strasse war gut ausgebaut und trotz seltener Schlaglöcher in Fahrradgröße (mit Pedalen, Ständer und Korb) ruckelte der Bus deutlich weniger als erwartet. Schlafen war kein Problem. Die ersten Freiwilligen wurden in Mailaduturai (oder so ähnlich) abgeliefert und alle bekamen gebastelte goldene Ketten. Als nächstes kamen Doro und ich abends halb acht im stockdusteren Gnanapoo Illam an. Die Kinder empfingen uns herzlich, rissen uns unser schweres Gepäck aus den Händen, sodass wir Angst um ihre zarten Wirbelsäulen bekamen und erzählten uns, wie sie hießen. Kein einziges Gepäckstück durften wir selber tragen, was dann schon irgendwie unangenehm war. Schnell lernten wir die nette Köchin Ruth kennen, die uns (auf unsere Bestellung) eine Stunde später Essen zubereitete. Vorher wollten wir nach all dem Kindergeschrei erstmal allein unser Zimmer inspizieren und einrichten. Nach dem Abendessen erfuhren wir dann aber, dass all die Auspackerei umsonst war, denn eigentlich sollten wir ein richtiges Zweizimmerappartement bekommen, aber der Schlüssel dafür war abhanden gekommen. Totmüde fielen wir ins Bett.

Gestern morgen überfielen uns die Kinder als wir auf das Frühstück warteten. „Sister, sister, what's your name?“ Und dann stellten sie sich vor; einige waren traurig, dass wir uns an ihre Namen nicht erinnern konnten. Aber bei 95 Mädchen, die teilweise achtsilbige Namen haben, wird das auch noch einige Wochen dauern. Sie fragten nach einem deutschen Lied und weil uns grad nichts besseres einfiel, sangen wir „Der Mond ist aufgegangen“, wozu sie wild klatschten und anfangen wollten zu tanzen. Die nächste Frage nach einem "Action song" förderte dann Hockey-Pockey zutage. Falls ihr also singbare Musik mit passenden Bewegungen habt, schickt sie mir ruhig. Nichts wird hier mehr angenommen. Die sind bei so was sehr zu begeistern. Mit dem Fahrrad fuhren wir nach Tranquebar um den Weg zum Kindergarten (Creche) kennenzulernen und Gregor im Jungenheim zu besuchen. Mit ihm gingen wir zusammen zum Strand, ließen uns nassspritzen und beobachteten die Fischer.

Der Kindergarten heute war auch interessant. Die Kinder sind nicht ganz so aufgedreht und wir haben ihnen mit Hilfe von Bildern und Heften ein wenig Englisch beigebracht. Interessant war das Malen. Sie dürfen nicht frei irgendetwas malen, sondern bekommen ein Stück Papier mit einer schlichten Vorzeichnung einer Erzieherin (beispielsweise eine Blume, ein Apfel oder eine Ente) und das dürfen sie dann „selbstständig“ in der richtigen, vorgegebenen Farbe ausmalen. Sonst gibt's Ärger. Dann haben wir noch mit dem Social Worker gesprochen. Ich kann in der „Community“ an zwei bis vier Tagen pro Woche in





der Nähsschule sein oder Fischernetze knüpfen und Korbstühle flechten. Ich habe nämlich in einer Zimmerecke so weidenähnliche Gebilde gesehen und gleich mal nachgefragt. Das wird schön, auch etwas Produktives zum Anfassen zu machen.

Doro wird sich vielleicht mit Traumata beschäftigen, was sie in ihrem Psychologiestudium ohnehin vertiefen wollte. Einige der Kinder haben nämlich während des Tsunamis ihre Eltern verloren. Aber es ist noch fraglich, ob sich ein solches Projekt in fünf Monaten und mit wenigen Tamilkenntnissen lohnt.

Der Kulturschock machte sich heute bemerkbar, da ich einen Hitzeschlag bekam, auf dem Boden lag und kurzzeitig weggetreten war. Nach einer kühlen Flasche Wasser von der hilfsbereiten Doro ging es mir aber bald wieder besser. Nach dem Essen im Kindergarten, nachdem die Kinder sich schlafen legten, fuhren wir dann mit dem Bus von Tranquebar nach Porayar. auf dem Weg verlor der Bus ein Rad, kam von der Strasse ab und kippte bedrohlich zur Seite. Fische flogen durch den ganzen Bus und aus dem Fenster, blutende Frauen lagen auf dem Boden und alle hatten einen Schock. Weiter ist aber nichts passiert, alle sind wohlauf. Und die blutenden Frauen hatten doch nur irgendwelche Betelspucke an sich kleben. Wir halfen ihnen hoch und gaben ihnen ein bisschen Wasser.

Dann haben Doro und ich noch eine alte, ausdrucksstarke Frau besucht. Doro hatte von den letzten Freiwilligen Post und Geschenke für sie. Sie lud uns zu zuckersüßer Brause (die wirklich ZU süß war), Keksen

und einem netten Gespräch ein. Fotografieren durfte ich sie leider nicht, weil sie ihre Zähne nicht gefunden hatte und ihr das irgendwie peinlich war. Aber sie wird uns besuchen kommen. Für uns sehr gewöhnungsbedürftig war auch, dass ihr Tagelöhner/Diener/Angestellter/Altenpfleger/was auch immer unsere Mückenstiche an den Füßen mit kühlender Flüssigkeit abtupfte. Und sonst hat er uns Luft zugefächert.

Naja, Kulturschock eben ...

Irgendwie vermisse ich schon einige von euch. Dann denke ich viel an all die lieben daheim gebliebenen Menschen. Irgendwie will ich aber auch gar nicht, dass sich das legt, denn eines Tages werde ich zurück kommen und euch wieder sehen. Ausserdem halten mich auch diese Erwartungen nicht davon ab mich einzuleben.

Ich freue mich auch von euch zu hören.

Liebe Grüße von eurer wirklich großen Halbjahresin-
derin

Maria



2009/10: Christian in Japan

„Sakana sakana sakana. Sakana wo taberu to. Atama atama atama. Atama ga yoku naru.“

„Fisch, Fisch, Fisch. Wenn du Fisch isst. Klug, klug, klug. Macht es dich klug.“

(japanischer Werbesong, der an vielen Fischtheken in Osaka abgespielt wird)

Eine Retrospektive auf meinen Auslandsaufenthalt mit der StöL in Japan ist gewünscht. Nach erster Steuererklärung und dem ausdrücklichen Rat des Zahnarztes, eine Zahnzusatzversicherung abzuschließen, nun das dritte, untrügliche Zeichen, dass ich älter werde. Aber nun gut, nehme ich mal die Position ein: Der alte Mann erzählt von früher.

Als es für mich nach Japan ging war es das Jahr 2007, genauer August 2007:

In Deutschland herrschte noch Wehrpflicht für Männer, Deutschland war erst dreimaliger Fußballweltmeister (zumindest die Herren), es gab noch kein iPhone und Klapphandys waren total modern. Also eine komplett andere Zeit. Und ich? Wie wahrscheinlich der Großteil aller StipendiatInnen hatte ich mein Abitur frisch in der Tasche und wenig Ahnung von meiner Zukunft. Und in meinem Fall auch gar keinen Schimmer von Japan. Denn in den zwei Monaten vor meiner Abreise bin ich lieber durch Spanien gewandert, als mich mit fernostasiatischer Kultur oder gar Sprache auseinanderzusetzen.

Und so erreichte ich mehr oder weniger unvorbereitet ein Land gut 8.000 km von Zuhause entfernt. Ich wusste, ich werde in Osaka leben und in einem Day-Care-Center für Suchtkranke arbeiten. Was das genau bedeuten sollte? Völlig unklar. Und so überkam mich auch ein mulmiges Gefühl im Flieger gen Fernost. Aber zu spät: Ich war schon in der Luft.

Die erste Zeit war auch dementsprechend überraschend, konfus und herausfordernd für mich. Zwar traf ich allerorten auf fürsorgliche, offene und vor allem höfliche Menschen, aber die ersten zwei Monate waren geprägt von der Frage „Was mache ich eigentlich hier?“ Zum einen war es für mich Kleinstadt-Kind ein wahrer Irrsinn in einer Metropolregion zu leben, die 17 Millionen Menschen als Heimat dient, ohne viel Grün und mit viel Anonymität, zum anderen war

mir auch schnell klar, dass niemand auf mich, den Freiwilligen aus Deutschland, gewartet hatte. Warum auch? Weder beherrschte ich Japanisch, noch hatte ich Ahnung von der Arbeit mit Suchtkranken. Meine Aufgaben beschränkten sich anfangs dann auch auf Handtücher-Waschen und alte Wachskerzen sauber zu schnitzen. Und dafür bin ich hierhin gekommen? Im Nachhinein der typische Freiwilligen-Fehler, dem wohl viele auf den Leim gehen.

Es dauerte, bis ich alles als einmalige Chance für mich erkannt habe. Mein Japanisch wurde besser und ich versuchte mich einzubringen. Und so kam es, dass ich regelmäßige Backstunden mit den Klienten des Day-Care-Centers veranstaltet habe, in der Obdachlosenhilfe mitgeholfen habe und mich pudelwohl fühlte. Am Ende war mein Terminkalender sehr voll und immer neue Aufgaben mussten gemeistert werden: 240 Kuchen zu Weihnachten backen, Vorträge an Universitäten halten, obwohl ich selbst noch nie in einer Uni war und Sportunterricht geben, obwohl mein eigenes Bäuchlein vom japanischen Essen immer größer wurde – die japanische Mayonnaise war mein Verhängnis.



Straßenbild in Osaka. Die Stadt ist die Comedy-Hochburg Japans.

Letztlich boten mir die 7 Monate in der Ferne eine Freiheit, die für mich komplett unvorstellbar war. In einer Stadt, die unendliche Möglichkeiten der Freizeitgestaltung bietet, in der mich niemand kennt und man als Nicht-Japaner immer auf Höflichkeit und Gastfreundschaft stößt, befreit von jeglicher Erwartungshaltung von außen. Herrlich. So hat das Erwachsenwerden Spaß gemacht. Jede Woche bot neue Überraschungen, von einer unfreiwilligen Nacht als Obdachloser (ich hatte mich ausgeschlossen), über ein Wildschwein-Feuer am offenen Feuer bis hin zu 100 Studentinnen, die von mir hören wollten, wie es ist in Deutschland aufzuwachsen ...

Und so profan es klingt: Das Essen war jeden Tag aufs Neue ein Highlight. Eine Kultur, die sich bei der Zubereitung und dem Verzehr von Nahrung so viel Mühe gibt, war überwältigend. Ob Fisch, Melonen-Brötchen oder matschige Reisbällchen gefüllt mit Bohnenpaste, es war und ist einfach alles lecker.

Das Bereicherndste war aber der Kontakt zu den Menschen um mich herum. Anfangs völlig fremd, zurückhaltend und vorsichtig, wurden Kollegen, freiwillige Helfer, Bekannte, andere Auslands-Deutsche und durchreisende Weltenbummler zu meinen Gasteltern, Ersatz-Omas, Mit-Abenteurern, Reisegefährten und Freunden, mit denen das Leben und Arbeiten in Japan eine Wonne war. Und ja, es wurde bisweilen zum Klischee-Leben: Mit wöchentlichen Karaoke-Box-Besuchen, bei denen ich mein Gesangstalent und Japanisch trainieren konnte. Frei von Scham, denn es konnte noch so schlecht sein, in Japan hab ich ein anerkennendes „Wundervoll“ geerntet.

Und so pflege ich heute noch Kontakte nach Japan, und im letzten Jahr konnte ich mir endlich eine Revival-Reise leisten. Drei Wochen Osaka, acht Jahre danach, zusammen mit meiner Freundin. Das Land war weiterhin verrückt, doppelbödig, unterhaltsam, lecker und einfach wundervoll. Wir wurden mit offenen Armen empfangen und konnten viele ehemalige Wirkungsstätten besuchen. Spannend, seinen Nach-Nach-Nach...-Nachfolger anzutreffen, der ähnlichen Situationen und Herausforderungen begegnet wie ich. Spannend, welche neuen und anderen Eindrücke und Erfahrungen er sammelt. So wurde unsere Reise auch zu einem kleinen StöL-Revival und als Harald Welge – wirklich ein Zufall – auch just während unseres Urlaubs in Osaka auf Konsultationsbesuch war, wurde es wie immer mit der StöL witzig, hori-



Die wunderschöne Landschaft Japans: Teehügel.

zont-weitend und kurios. Und wie immer in Japan endet auch dies in einer Karaoke-Bar ...

So, bevor es zu ausführlich wird, bleibt mir zu sagen, dass ich nach meinen sieben Monaten in Japan eigentlich noch gar nicht weg wollte, aber damals riefen die Wehrpflicht und mein Zivildienst (siehe oben). Dass mich sieben Monate in einem Land, das ich bis heute nicht richtig verstanden habe, so bereichern können, hätte ich nie gedacht. Aber die Zeit in Japan lehrte mich Gelassenheit, Eigeninitiative und Selbstständigkeit und die Wertschätzung guten Essens. Und letztlich (und das ist wieder ein sehr erwachsener Satz) kann ich Jedem und Jeder solche Erfahrungen nur wünschen. Denn sie machen glücklich und klug. Ob es am vielen Fisch lag ...?

Zu guter Letzt nutze ich die Chance, hier Danke zu sagen, denn die geschilderten Erfahrungen wären niemals möglich gewesen, ohne die tolle und unerschütterliche Unterstützung von: Nohara.san, Morimoto.san & Family, Bodo & Christine Walther, Akiyama.san, Sonoda.san, Ida.san, Sato.san, meiner Familie und Freunden, der JELC, der StöL, Harald Welge, dem Arbeitskreis Japan der Landeskirche Braunschweig, meinen Mit-StipendiatInnen und der Evangelischen Kirchengemeinde Kobe-Osaka.

Honto.ni arigato gozaimasu!

Vielen Dank!

Christian Grauer

2009/10: Jan-Torben in Namibia

Jetzt sind also auch die letzten drei Monate vorbei und ich bin wieder zurück in Deutschland und kann mit einiger Distanz auf meine Zeit in Namibia zurückblicken.

Seit Februar arbeitete ich im Emmanuel-Kindergarten der Emmanuel-Gemeinde in Windhoek und konnte darüber schon ausführlich im vorangegangenen Zwischenbericht erzählen. Dort begann Ende Mai wieder der Unterricht und innerhalb einer Woche waren aus den anfänglichen 40 Kindern auch wieder 140 geworden, die den Kindergarten zum Leben erweckten und uns Erzieher beschäftigten. Neben den alltäglichen Aufgaben stand noch die Vorbereitung auf den „Day of the African Child“ an, der jedes Jahr am 16. Juni gefeiert wurde und ein freier Tag an allen Schulen in Südafrika und Namibia war. Wir als Erzieherteam planten den Besuch des Partnerkindergartens Toivo Tirronen mit einigen Kindern um dort gemeinsam zu spielen, zu tanzen und zu singen, während die restlichen Kinder im Kindergarten betreut wurden, da nicht alle mitfahren konnten. In diesem Sinne erweiterte sich der Bereich meines Aufgabenspektrums noch einmal, da ich Transport und Ablauf zusammen mit Teacher Anna planen sollte und auch für die Betreuung der Kinder sowie dem Coachen des Fußballteams zuständig war. Zudem war es auch immer häufiger meine Aufgabe, Briefe an Eltern oder andere Adressaten am Computer zu schreiben und die Büroarbeit zu organisieren sowie das Erzieherteam bei Treffen wie Elternabend oder

Elternrat zu repräsentieren. Abseits dessen ging der normale Alltag mit Unterrichten und den anderen alltäglichen Arbeiten im Kindergarten weiter, bis ich schließlich nach Vorabsprache mit dem Leiter des Kindergartens Anfang Juli in meinen einmonatigen Urlaub durfte und ich mich deshalb vom Kindergarten verabschieden musste. Trotz dieser relativ kurzen Arbeitszeit von einem Monat im letzten Viertel meines Aufenthaltes, konnte ich aufgrund der zahlreichen anfallenden Aufgaben im Büro des Kindergartenleiters meine Arbeitstage ausreichend füllen. Dies alles funktionierte nur in enger Kooperation mit dem Leiter des Kindergartens, Teacher Simon, sodass ich in diesem Arbeitsklima gerne die anfallenden Aufgaben erledigte. Kurz vor meinem Abflug besuchte ich den Kindergarten noch einmal und konnte erfreut feststellen, dass sich die Kinder dort viel eher an mich erinnern können als das im Norden der Fall war; ganz einfach auch aus der Tatsache, dass ich mit vielen von ihnen ein viel engeres Verhältnis aufgebaut hatte, weil eine Kommunikation miteinander möglich war.

Das ganze Jahr über lagen also meine Aufgaben im Kindergartenbereich, in der Betreuung sowie dem Unterrichten der Kinder, und diese Aufgaben konnte ich auch – so gut es bei einem unausgebildeten Abiturienten geht – meist zur Zufriedenheit auszuführen. Da es schon vor mir Freiwillige an den gleichen Arbeitsplätzen gab war es allerdings auch so, dass meine Arbeitskollegen oder andere Leute, die für mich zuständig waren schon im Vorfeld wussten, was auf sie zukommt und somit waren ihre Erwartungen an mich realistisch gesetzt. Über meine Lehrer- und Erziehertätigkeit hinaus gab es viele andere Sachen, bei denen ich mit- oder aushalf, wobei man an dieser Stelle besonders die Arbeit zusammen mit dem Büro der Eastern Diocese herausheben muss. Durch die gemeinsamen Reisen und Veranstaltungen mit der Bischofsdelegation oder mit anderen Pastoren hatte ich einen sehr tiefen Einblick in die namibische Kirche und da ich auf diesen Reisen das Mädchen für alles war, weiß ich jetzt welche Sachen für die Einweihung einer Kirche oder zum Auftritt des Bischofs benötigt werden. Vorteilhaft besonders in meinen Bürojobs war mein elementares Computerverständnis, mit welchem ich Probleme häufig schneller als Einheimische lösen konnte sowie die Kombination von





Erlernen aus dem westlichen Bildungssystem mit praktischen Sachen vor Ort; was sich als besonders hilfreich beim Musik machen erwies. Die Zusammenarbeit während der Arbeit und auch mit allen anderen Menschen gestaltete sich reibungslos, da man sich einfach schon über den Fakt freute, dass ich da war. Zudem gingen die Menschen auf mich zu und versuchten Kontakt auszubauen, sodass die Arbeit mit anderen Kolleginnen ohne Probleme lief auch weil man mit mir immer Nachsicht hatte. Da mein Vorgesetzter praktisch mein Mentor und auch mein Gastvater war gab es in dieser Hinsicht auch nie Probleme in der Zusammenarbeit. Schließlich denke ich, dass ich in vielen Dingen, die ich in Namibia getan habe, auch Erfolg hatte, denn ich bekam positive Rückmeldungen zu meiner Arbeit. Allerdings würde ich selbst nicht von Erfolg sprechen, da durch mich meine Partnerorganisation und jeder, der sich um mich kümmerte, mehr Arbeit hatte und ich meinen persönlichen Erfolg nicht mit meiner geleisteten Arbeit in der Partnerorganisation vergleichen möchte, da Erfolg doch recht subjektiv ist.

In meiner Zeit des Freiwilligendienstes habe ich einen ganz neuen Beziehung zur Kirche bekommen bzw. den Glauben besser verstanden. Durch den regelmäßigen Gottesdienstbesuch wie auch der direkte Kontakt im „normalen“ Leben mit dem Christentum haben mir gezeigt, dass der Glaube ganz selbstverständlich – ebenso wie Arbeit, Familie

usw. – zum Leben dazugehört. Und eine andere wichtige Tatsache habe ich auch über den „Entwicklungsdienst“ gelernt: Die Menschen dort brauchen so etwas nicht. Sie haben es sogar leichter ohne uns und trotzdem werden sie sich entwickeln. Zwar nicht immer so wie wir uns es mit europäischen Maßstäben vorstellen, doch sie werden einen Weg finden. Und in diesem Zusammenhang war es ganz klar, dass ich nicht in Namibia war, weil ich helfen sollte oder wollte. Ich war dort damit ich selbst lerne und natürlich mein Land dort repräsentiere – aber gebraucht wurde ich in Namibia nicht. Aber dieses Gefühl wurde mir nie gegeben, denn die Einmaligkeit der Gastfreundschaft muss hervorgehoben werden, zusammen mit der Offenheit aller Menschen dort. Aus Deutschland kommend geht man gar nicht mehr davon aus, dass das doch selbstverständlich sein sollte und gerade deswegen ist es etwas, was jeder als positiv mitnehmen wird. Gleichzeitig liegt darin auch die Fremdheit und damit die Verhaltensweisen, die man nicht gewohnt ist und mit denen man eigentlich auch nicht klar kommt, denn die Offenheit kann auch zu viel werden wenn man einmal Zeit für sich alleine braucht. Ein Wochenende in Windhoek Ende Juni beschreibt eigentlich am besten wie eng diese Höhen und Tiefen zusammenliegen können: Diesen Samstag im Juni verbrachte ich auf dem Einweihungsfest von neuen Kirchengebäuden auf dem Gelände der Hosianna-Gemeinde und zu dem Zeitpunkt nach 10 Monaten in Namibia hatte ich mir schon einen großen Bekanntenkreis aufgebaut und ich war einfach nur froh alle Leute wiederzusehen, da jeder zu diesem Anlass nach Windhoek kam. Auf dem Weg nach Hause aber wurde mir im Taxi mein Handy gestohlen und damit meine Erinnerungen, da ich das Handy wie jeder andere sehr oft gebrauchte. In diesem Moment fühlte ich mich vollkommen fehl am Platz und es konnte mich auch keiner richtig verstehen wie wichtig mir die Erinnerungen gewesen waren, da das unter den Wambos einen anderen Stellenwert hat als vielleicht in Europa. Am nächsten Morgen dann brachte mir meine Gastschwester ihr altes Handy vorbei und ich nahm am Gottesdienst zur Ordination der neuen Pastoren teil und fühlte mich wieder als ein Teil der Gemeinschaft für den gesorgt wird und um den sich gekümmert wird.

Genau diese Tatsachen erfuhr ich auch bei der Unterbringung, sowohl in Oniipa als auch in Windhoek. Alle waren um mein Wohlergehen bemüht und so hatte ich in Oniipa ein eigenes Zimmer und Bad ge-

nauso wie in Windhoek und wurde immer bevorzugt behandelt. Auch wenn meine erste Unterkunft ein ansonsten leeres Hostel war, so gab es doch zwei Gastfamilien, die mich aufnahmen und viel Geduld und Zeit mit mir hatten, sodass ich erfahren konnte, was es heißt in Namibia zu leben. Natürlich war die Sicherheit in Windhoek ein größeres Problem, weswegen meine Gasteltern in dieser Hinsicht sehr vorsichtig und immer um mich besorgt waren. Im Rückblick sieht natürlich vieles nicht mehr so gefährlich aus, doch ich habe mir bei meinen Gastfamilien oder mit den Familienmitgliedern zusammen nie Gedanken um meine Sicherheit machen müssen. Da ich keine anderen deutschen Freiwilligen um mich herum hatte, nahm ich zwangsläufig Kontakt zu Einheimischen auf, was mir über mein ganzes Jahr den Aufenthalt deutlich bereicherte und ich so meine Freizeit auch mit ihnen zusammen verbrachte, von der Musik-Band bis hin zum Jugendchor. Die warme und herzliche Aufnahme durch meine Gastfamilie erstickte ganz schnell alle Heimwehgedanken und aufgrund meiner Neugier war ich auch oft mit anderen Sachen beschäftigt als mit Deutschland und zu Hause. Trotzdem pflegten meine Familie und ich miteinander einen guten Kontakt und das gelang mir größtenteils auch mit meinen guten Freunden; allerdings war die Internet-Zeit begrenzt und damit natürlich auch manchmal der Kontakt. Das machte mir aber die meiste Zeit gar nichts, denn mit der offiziellen Amtssprache Namibias – Englisch – hatte ich wenig Probleme und konnte so auch rasch zu anderen Menschen und Jugendlichen Kontakte knüpfen, da die Leute, mit denen ich in Kontakt kam, meist gut oder sehr gut Englisch konnten. Einzig schwierig war in dieser Hinsicht nur der Anfang im Kindergarten in Oniipa, da dort die Kinder meist nur ihre Muttersprache Oshiwambo sprachen und ich natürlich nur Englisch, was sich aber mit der Zeit auch einpendelte bis man sich irgendwie verständigen konnte. Die Begleitung der Partnerorganisation, in meinem Fall die Eastern Diocese der ELCIN, war den Umständen entsprechend wunderbar, da ich als Kultur- und Namibianeuling natürlich enorm viel Zeit in Anspruch nahm, aber so viel Zeit natürlich nicht immer da war. Mein Gastvater der gleichzeitig mein Mentor war schaffte es trotz der riesigen Berge von Arbeit als Generalsekretär des Bischofs mir diese Zeit zu geben und in meinem ersten halben Jahr war die Betreuung wirklich optimal. Leider war diese enge Betreuung in Windhoek schwierig aufgrund der großen Distanz zum Kirchenzentrum und zu meinem Gastvater und

Mentor, doch dort war auch eine enge Betreuung nicht mehr unbedingt nötig, weil ich ja schon ein halbes Jahr lang Zeit hatte, Namibia kennenzulernen. Und natürlich wurde ich immer professionell von den Damen des EED begleitet, die immer ein Ohr für meine Probleme offen hatten und versuchten alle Unstimmigkeiten und Probleme zu lösen wofür ich sehr dankbar bin.

Anfangen muss man aber mit der Auswahl der Freiwilligen und da glaube ich ist das System sehr effektiv um die Jugendlichen auszuwählen, die vollkommen hinter dem Auslandsjahr stehen und sich aller Wagnisse und Risiken bewusst sind. Nicht zuletzt sind es natürlich bestimmte Menschen, die sich an eine Bewerbung für so ein Jahr wagen; wenn man nicht neugierig und nicht offen ist, spielt man wahrscheinlich auch nicht mit der Idee, ein Jahr in einer zum Teil völlig fremden Kultur zu verbringen. Die Vor-, Zwischen- und Nachbereitungsseminare helfen den Freiwilligen schon jetzt sich auf dieses Jahr optimal vorzubereiten und ihnen ein bisschen die Angst davor zu nehmen. Hier denke ich, dass es einen ganz intensiven Kontakt und Erfahrungsaustausch zwischen den Freiwilligen auf dem Sprung ins Ausland und den ehemaligen Freiwilligen geben sollte. Natürlich darf man auf die Informationen der Seminare nicht verzichten, allerdings sind direkte Informationen von jemandem, der in einer ungefähr gleichen Situation schon mal am Zielort gewesen ist, unverzichtbar und Gold wert.

Schließlich denke ich, dass der Freiwilligendienst eine optimale und interessante Möglichkeit für neugierige und offene Jugendliche ist, flügge zu werden und durch diesen Freiwilligendienst die Kultur, die Menschen und das Land so zu erleben, wie es niemals im Leben wieder möglich sein wird.

Jan-Torben



2010/11: Johanna in Frankreich – Bienvenue à l'Institut Saint-André

Am 07.09.2013 begann mein Auslandsjahr in dem Institut Saint-André in Cernay im Elsass. Nach einem schönen Grillabend mit all meinen Lieben habe ich schweren Herzens für ein Jahr Abschied genommen. Trotz des schweren Abschieds hatte ich eine großartige Zeit mit Höhen und Tiefen, die mich persönlich sehr gestärkt haben.

Das Institut Saint-André ist eine Einrichtung für körperlich und geistig Behinderte unterschiedlichen Alters. Meine Arbeit lag im Bereich der Animation. Hier haben wir Feste organisiert, Bastelnachmittage veranstaltet und für die allgemeine Unterhaltung im ganzen Jahr gesorgt.

Die Sprache war anfangs mein persönliches Hauptproblem. Meine doch geringen Grundkenntnisse aus der Schule, haben leider allenfalls dazu gereicht, mich stockend vorzustellen und das immer und immer wiederkehrende „Salut! Ça va?“ zu wiederholen. Nach einiger Zeit war das aber kein Problem mehr und auch die Arbeit mit den behinderten Menschen wurde einfacher. Die Arbeit mit ihnen hat mir sehr viel Spaß gemacht und ich hätte nie gedacht, dass ich mich auf Menschen mit Behinderung so gut einlassen kann. Ich habe sie als offene, liebenswürdige und herzliche Menschen kennengelernt, so dass man sie einfach gleich in sein Herz schließen muss. Den

schönsten Satz, den ein älterer Bewohner zu mir gesagt hat, werde ich niemals vergessen:

„Johanna, ich werde dich niemals vergessen, denn du bleibst immer in meinem Herzen, auch wenn du wieder in Deutschland bist.“

Für die Arbeit mit Behinderten habe ich mitgenommen, dass der Respekt vor jedem Einzelnen und sein Recht auf Würde und Persönlichkeit sehr wichtig ist. Und dies gilt für beide Parteien. Trotz erster Berührungängste konnte ich individuelle Beziehungen zu unterschiedlichen Persönlichkeiten aufbauen, die von Liebe, Zuneigung und Freude geprägt waren.

Eine Sache, die mich jedoch in Frankreich trotz des bekannten Klischees sehr irritiert hat, war das Baguette zu absolut jeder Mahlzeit. Das gehört zu jedem Fall zu den Dingen, die ich nicht vermisse und bleibe bei Schwarzbrot.

Johanna Printz



2010/11: Tilman in Indien

Etwa einen Monat vor meinem Indien-Aufenthalt habe ich mir den Bollywoodfilm „Slumdog Millionaire“ angesehen. Mir kamen die gezeigten Bilder so fremd vor und ich habe einfach gehofft, dass Tharangambadi, meine Einsatzstelle, ganz anders sein wird. Das ist sie auch und trotzdem muss ich sagen, dass mir, als den Film mit den größeren Kindern erneut geguckt habe, auf einmal einiges bekannt vorgekommen ist: Die vollgestopften Busse, die spartanisch eingerichteten öffentlichen Gebäude wie das Polizeikommissariat, die Suburban Trains ohne Türen und natürlich der große Unterschied von Arm und Reich.

In Chennai sind wir gut mit dem Flugzeug angekommen und wurden dann glücklicherweise vom Welcome-Team, nämlich Charles, Joice und Christopher, die alle schon in Deutschland waren und jetzt studieren oder schon arbeiten, empfangen. In den nächsten vier Tagen haben wir Chennai besichtigt, haben gelernt indisch zu essen und waren auch schon in einem ersten Gottesdienst in einer TELC-Kirche.

Nach der fünftägigen Einführung sind wir in unsere Projekte gekommen: In Mayiladuthurai arbeitet nun Anne Kruse (ELM) in dem Girls Home des TELCs. Anna Schramm (LMW) ist im Nachbarort Porayar ebenfalls für das dortige TELC Girls Home Gnanapoo Illam eingeteilt. Ich teile mir die Freiwilligenstelle im TELC Ziegenbalg Home for Boys mit Cornelius Durrant-Finn (LMW). Unsere Aufgaben dort sind nicht klar formuliert, dennoch wird erwartet, dass wir mit den Jun-

gen etwas machen. Ich gebe deshalb seit Anfang Oktober Gitarren- und Keyboardstunden, Cornelius macht eine Basketball-AG. Zusätzlich machen wir verschiedene Angebote, helfen bei den Hausaufgaben, üben mit den Kindern englische Lieder ein, basteln oder gehen mit ihnen an den Strand. Da morgens die Kinder in der Schule sind, arbeiten wir in dieser Zeit im nahegelegenen TELC Shalom Day Care Center (Kindergarten).

Ein ganz normaler Tagesablauf könnte zum Beispiel so aussehen: Nach dem Frühstück gehen Cornelius und ich um kurz nach neun in den Kindergarten. Wir sangen mit den Kindern einige Action Songs und gingen nach draußen, um im Sand zu bauen oder zu schaukeln. Dann war für die Kindergartenkinder war sportliche Betätigung angesagt. Anna und ich hatten gestern noch einen Parcours ausgetüftelt, bei dem man sich erst über eine Bank ziehen musste, Slalom rennen, unter Stühlen durch musste, um dann die von Cornelius gebaute Rutsche herunter zu rutschen. Neben den Kindern und uns hat das vor allen Dingen den Erzieherinnen Spaß gemacht. In der großen Innenstadt von Tharangambadi mussten wir uns das multifunktionelle Coconut Oil kaufen, dass man sich in die Haare, auf den Körper und auch in die Kleidung schmieren kann und das anscheinend alle Tamilen benutzen. Mein buntes Bettlaken hat beim zweiten Mal Waschen wie beim ersten Mal so abgefärbt, dass mein ganzes Waschwasser hellrot wurde. Dadurch, dass jetzt meine ganzen Sachen im Zimmer trocknen, weil draußen das Risiko besteht, dass mir die Sa-



chen die Affen wegnehmen, hätten sich an der Zimmerdecke beinahe Regenwolken gebildet, wäre der Ventilator nicht gewesen. Ich muss die Kinder, die schon am Vortag bei der Keyboard-Stunde waren, immer überzeugen, auch mal andere Jungen zu lassen. Ich habe jetzt eingeführt, dass nach der 25minütigen Stunde noch fünf Minuten Free Playing Time ist, wo sie am Keyboard herumaddeln können. Mit genauso viel gutem Zureden habe ich die Wardens überzeugt, dass ich für meine Guitar-Lessons eine halbe Stunde der Study Time haben darf und es nicht in der Playing Time machen muss, wo sich die Kinder auch mal austoben dürfen und sollen. Die erste Gitarrenstunde war ein bisschen chaotisch, weil den Jungen nicht klar war, dass sie an den von mir mühsam gestimmten Gitarren nicht herumdrehen sollten und die Saiten teilweise eine Oktave höher waren als sie sollten, sodass die Gefahr bestand, dass sie uns gleich um die Ohren fliegen würden. Nach dem Abendessen ging es noch kurz an den Strand und dann zu den College Boys, die uns schöne tamilische Videos auf unser Handy schickten.

Bis jetzt hatten wir relativ wenig Kontakt zu anderen Leuten außerhalb der christlichen TELC-Welt, weil allen Institutionen, wo wir sind, meistens von der TELC sind. Man musste sich auch am Anfang daran gewöhnen, immer angeguckt zu werden und damit leben, dass man die Bemerkungen auf Tamil nicht versteht. Tamil ist, da es sogar eigene Schriftzeichen hat, eine ziemlich schwierige Sprache. Ich kann bis jetzt nur die üblichen Floskeln auf Tamil. Dafür habe ich aber sehr daran gearbeitet, die Schriftzeichen lesen zu können, was mir bestimmt schon zu 80 Prozent gelingt. Damit kann man dann herausfinden, wohin zum Beispiel die Busse fahren und in den richtigen einsteigen.



Anna aus Porayar sehen wir täglich beim Kindergarten, weil sie dort auch arbeitet. Zusammen mit den anderen Freiwilligen von der Einführung in Chennai waren wir schon in Thanjavur und in Chennai zu einem Empfang der deutschen Botschaft.

In den letzten zweieinhalb Monaten habe ich auf jeden Fall gelernt, sehr selbständig Projekte voranzutreiben, auch wenn es einem selbst (und vielleicht auch der Heimleitung) zunächst überflüssig vorkommt. Die Kinder freuen sich wirklich über jede Abwechslung und sind ausnahmslos sehr interessiert, was wir machen und das liegt hoffentlich nicht nur daran, dass wir aus Europa nach Indien gekommen sind. Man bekommt auf jeden Fall Lust auf mehr und Cornelius und ich sind jetzt dabei die Christmas Function, also die Weihnachtsfeier, für das Boys Home vorzubereiten und mit zu organisieren. Die Materialbeschaffung gestaltet sich da etwas schwierig, weil es zum Beispiel weder Scheren noch ordentlichen Klebstoff gibt. Man wird aber dadurch dazu gezwungen, kreativ zu sein und mit den sehr wenigen vorhandenen Materialien etwas mit den Kindern zu machen. Wir haben deshalb als Erstes Rasseln hergestellt (aus Toilettenpapierrollen, Klebeband und Reis). Die größeren Jungen haben dabei den kleineren geholfen, es gibt insgesamt im Jungenheim eine gute Gemeinschaft.

Ich bin nach den ersten Monaten sehr zufrieden hier in Tharangambadi und freue mich in der nächsten Zeit noch viele interessante Sachen mit den Jungen hier und hoffentlich auch außerhalb erleben zu dürfen.

Tilman Witte

2010/11: Jacob in Tansania – Agape – A Beacon Of Truth



Wenn die Sonne unterging, bin ich häufig hoch zur Baustelle der Kapelle gegangen; eine Baustelle die scheinbar immer ruhte und von der deshalb bis dato nur ein Fundament fertiggestellt wurde, das so den höchsten Punkt der Schule krönte wie eine Art Podest, das noch auf sein auszustellendes Meisterstück wartete. Von dort aus hatte ich den besten Blick auf das bunte Farbenspiel, dass sich mir da bot: Auf die letzten Strahlen, die die hohen Wolken erhellten und scheinbar selbst zum bunten Leuchten anregen und natürlich an klaren Tagen hoch oben die rot glühende Schneekuppe des Kibo, des höheren der beiden Gipfel des Kilimandscharo, dessen weite, grüne Hänge sich vor mir erstreckten und aus denen der Hügel, auf dem die Schule erbaut wurde, wie eine Insel herausragte.

Ich wusste früh, dass ich nach dem Abitur 2010 nicht sofort mit meiner weiteren Ausbildung fortfahren wollte und als ein Bekannter von seinem Freiwilligendienst in einem argentinischen Straßenkinderprojekt berichtete, war eigentlich alles klar. Und doch bin ich über Umwege nach Tansania gekommen: Die gescheiterte Bewerbung bei einer anderen Entsendeorganisation (zufälligerweise für Projekte in Tansania oder Uganda), Harald Welge, der dies mitbekam und mir unverhofft anbot, ich könne über die Stiftung als Nachrücker nach Brasilien, die anschließende Vorbereitung Zuhause und auf den Seminaren der Stiftung und (damals noch) des Evangelischen Entwicklungsdienstes in Bonn - dann die Probleme bei der Visabeschaffung, die erst zur Verschiebung des Fluges und schließlich zu Resignation und der Einsicht führten: Brasilien wird doch nichts. Und dann Doro Pultke, de-

ren gute Beziehungen und charismatische Beschreibung meinerseits unter anderem als „Computerfreak“ schließlich in der einen SMS aus Tansania gipfelten, die mein folgendes Jahr besiegeln sollten: „Der Freak kann kommen.“

Und da war er nun, der Freak, dieser weiße Junge, und wollte an dieser elitären Schule, der Agape Lutheran Junior Seminary „computer science“, Informatik, unterrichten. Form one and two, die Klassen 9 und 10, waren meine ca. 240 Schüler, ein erstaunlich umfangreich, aber wie erwartet äußerst mangelhaft ausgestatteter Computerraum, ein ganzes laboratory nur für mich, und ein kleines Büchlein, die syllabus, der Lehrplan, standen mir dafür zur Verfügung - und das unerschütterliche Vertrauen meiner Mentorin, Schulleiterin und Freundin Sister Elistaha Mlay.

Schnell war klar, dass praktisches Arbeiten in diesem Labor so nicht möglich ist und deshalb Folgendes ein Ziel meines Aufenthaltes werden sollte: Ich wollte diese alten PCs in der Arbeitszeit, in der ich nicht trocken – weil theoretisch – in den Klassen unterrichtete, auf einen Stand bringen, der das Arbeiten mit einer ganzen Klasse im Labor ermöglicht, ohne dass ich dabei auf alle Bildschirme gleichzeitig schauen muss, damit niemand etwas verstellt oder löscht. Diesem Vorhaben wurde sich vor allem durch den Einsatz meines Vaters, der die Beschaffung und den Versand eines Servers aus Deutschland organisierte, angenähert. Leider war bis zuletzt kein reibungsloses Arbeiten auf allen Rechnern möglich, aber zumin-



dest einige wenige Doppelstunden konnte ich die Klassen in das Labor einladen und auch wenn Wartezeiten und Ausfälle in Kauf genommen werden mussten, haben die Schüler doch viel Spaß gehabt, die installierten Programme und Spiele für sich zu entdecken. Dem offiziellen Lehrplan (der ausschließlich Software von Microsoft zu kennen schien) zu folgen, hatte ich ohnehin früh in Absprache mit Sister Mlay aufgegeben. Das war ein Glück, weil mich die Korrekturen der wenigen Tests zur Microsoft-Software auch schon viel Zeit und noch mehr Nerven gekostet hatten.

Die Arbeit machte trotzdem Spaß und doch nur einen kleinen Teil dessen aus, was ich dort jeden Tag getan und erlebt habe. Die Schule ist der lebendigste Ort, an dem ich je war. Von morgens früh bis tief in die Nacht hinein laufen die zwischen 12 und 20 Jahre alten Schüler in ihren blau-weißen Uniformen herum, sitzen im Klassenraum und arbeiten, ob ganz für sich allein oder in Gruppen, fegen die Gänge, singen in organisierten Chören oder unter Freunden, beten, reden und lachen, leben.

Besonders die täglichen Abendandachten hatten es mir angetan. Hierhin ging ich kurz nach dem Sonnenuntergang, wenn der Lärm des Abendessens langsam verebbte und das anstelle eines Glockenschlags ausgemachte Signal, der schwer zu romantisierende, schrille, rhythmische Schlag eines Knüppels auf eine aufgehängte Stahlplatte, rief. Morgens predigten die Lehrer, aber abends waren die Schüler unter sich und selbstverständlich eh viel wacher – und wer es nicht war, wurde es bei einem der vielen Gesänge aus dem Buch oder dem Kopf mit viel Elan in Hals, Herz und Bein. Abgerundet wurde die Andacht mit Wortmeldungen der Schülervertreter zu aktuellen Themen, Ankündigungen, Problemen oder Geburtstagswünschen, bevor es zurück in die Klassenräume zur allabendlichen Stillarbeit ging – ohne Aufsicht, aber der diensthabende Lehrer patrouilliert oder sitzt nicht weit weg im Büro.

In der Internatsschule gibt es einen sehr geregelten Tagesablauf, vor allem bestimmt durch die Mahl- und Gebetszeiten, die für alle gelten und die den allzu oft sehr grauen Unterricht und die dafür umso buntere



Freizeit einrahmen. Wenn nicht gerade Arbeit auf dem Feld ansteht, auf dem ein guter Teil der in der Schule verarbeiteten Lebensmittel, also vor allem Mais, angebaut wird, haben die Schüler diese Freizeit auch für sich und treten etwa als Jahrgänge im Sport gegeneinander an oder ziehen sich in die nach Geschlechtern getrennten Baracken zurück, aber auch Wäsche muss selbst gewaschen und der zugeteilte Dienst erledigt werden.

Ich selbst wurde am ersten Tag damit überrascht, dass ich meiner Gastfamilie vorgestellt wurde, bei der ich nun ein Jahr lang wohnen sollte. Er ist Englischlehrer und im Academic Office, das viele organisatorische Aufgaben übernimmt, außerdem ein begnadeter Prediger in den Andachten, Sie im Internat die einzige Krankenschwester und besonders für die Schülerinnen Ersatzmama und Vertrauensperson. Und Joshua, mein 6 jähriger Gastbruder, damals ein kleiner, heute nur noch schmaler Junge mit viel zu viel Energie und Ideen, um derer Herr werden zu können. Sie haben viel für mich gegeben, zunächst eines ihrer beiden Schlafzimmer, aber mehr noch Geduld und Liebe, Mahlzeiten und Ratschläge.

Obwohl ich mich sehr schnell sowohl in der Schule als auch dort zu Hause willkommen und wohl gefühlt habe, hat es doch einige Zeit gedauert, bis ich in dieser etwas biotopartigen Gesellschaft in der abgelegenen Schule angekommen war. Doch nach einem halben Jahr hatte ich in meinem Büro häufiger Besuch, als dass ich allein war, im Urlaub auf Sansibar fehlten mir die Schüler und die Zeit von einem Jahr, eigentlich ja auch nur 11 Monaten, erschien mir plötzlich sehr, sehr kurz ...



Ich war seitdem noch zwei weitere Male in Tansania und habe die Schule, meine Gastfamilie und einige Freunde, nun ehemalige Schülerinnen und Schüler, besucht. Meine Gastfamilie hat gleich mehrfach Zuwachs bekommen, Josephine war schon unterwegs, als ich 2011 geflogen bin, und Happy wurde aus der Verwandtschaft adoptiert, um ihr eine Ausbildung zu ermöglichen.

Ich hatte die Chance, durch eine kleine Tür in diese andere und doch gleiche Welt blicken zu dürfen. Es ist schön zu wissen, dass sie immer einen Spalt breit für mich offen bleiben wird.

Jacob Kriegel

Info

Kooperation mit dem EED

Die Stiftung hat von 2009 bis 2012 über das Programm „weltwärts“ mit dem Evangelischen Entwicklungsdienst (EED) kooperiert. In dieser Zeit war der Internationale Jugendfreiwilligendienst noch nicht geschaffen. Der Verwaltungsaufwand für die Organisation von Freiwilligendiensten war so groß, dass es ohne die Kooperation mit dem EED nicht möglich gewesen wäre, die Stellen in Indien, Tansania und Brasilien zu realisieren. Im Rahmen dieser Kooperation nahmen unsere Stipendiaten an den Vorbereitungsseminaren des EED teil.

2010/11: Georg in Tschechien – meine Zeit in Jugendcamps und Diakonie in der SCEAV

Ich bin diesen Sommer als Stipendiat der Stiftung für sieben Wochen in die Partnerkirche in Tschechien, die SCEAV, gegangen. Im Folgenden werde ich über meine Zeit und meine Erfahrungen berichten.



Nach 13 Stunden Zugfahrt kam ich am Abend des 01.07.2010 in Český Těšín an. Ich wurde von Daniel Chlebek abgeholt, der mein Supervisor sein sollte. Er zeigte mir, wo ich in der nächsten Zeit untergebracht war

und erklärte mir auch, dass ich in den ersten drei Wochen auf Jugendcamps eingesetzt werden würde. Mein Zuhause für diese sieben Wochen wurde ein Gästezimmer im Zentralverwaltungsgebäude der SCEAV. Es war nicht groß, aber es war ausreichend und wirklich eine gute Unterbringung. Der einzige Nachteil war, dass ich, sobald jemand mit Stöckelschuhen im Haus war, wach wurde. Ansonsten ein wirklich gutes Zimmer.

Am Samstag, dem 03.07.2010 wurde ich dann von Martin Piewtak, einem Pastor aus Ostrava, abgeholt, um mit ihm auf das Erste von zwei Englischcamps zu fahren. Das Englischcamp fand in einem Camp in den Bergen statt. Als wir ankamen, war das amerikanische Team, eine Gruppe aus Gilbert in Arizona, schon da. Wir machten uns miteinander vertraut und besprachen, was genau auf dem Camp passieren sollte, und was die Aufgaben der einzelnen Teammitglieder waren. Dabei fielen mir, und den drei amerikanischen Jugendlichen, sowie einem tschechischen Jugendlichen, die Aufgabe zu, Spiele zu veranstalten und die Zeit, in der sich ausgetobt werden sollte, zu gestalten.

Am Sonntag fuhren wir dann gemeinsam zum Gottesdienst und danach noch in einen Vergnügungspark.

Am Montag kamen die Teilnehmer an und wir merkten, dass es eine sehr tolle Gruppe war. Sie ließen sich sofort durch uns motivieren Spiele auszuprobieren

und einfach drauflos zu reden. Da die Amerikaner und ich ja weder Tschechisch sprachen, noch es verstanden, waren die Kids und wir also darauf angewiesen, dass entweder übersetzt wurde, oder sie Englisch sprachen. Ich glaube gerade dadurch haben die Kinder in der Woche auch ziemlich viel gelernt. Wir konnten am Freitag enorme Fortschritte verzeichnen. Die Kids haben sich getraut zu sprechen und sie haben dabei eine gute Arbeit geleistet.

Ein weiteres Ziel war es, den Kids Glauben näher zu bringen. Das passierte hauptsächlich in zwei Andachten, die den Tag einrahmten. Morgens gab es noch vor dem Frühstück ein „First-Word“ eine Bibellektüre zum Motto des Tages und eine Zeit der Stille. Abends gab es eine längere Andacht, in der über das Tages-Motto gesprochen wurde und in der auch jemand Zeugnis ablegte über seine Erfahrung mit Gott. Zudem gab es noch eine Bibelstunde am Nachmittag, in der jeder seine Gedanken zum Tagesthema los werden konnte und es recht tiefsinnige Gespräche über die Bibel gab.

Nach dem ersten Englischcamp gab es in der Woche darauf noch ein weiteres Englischcamp mit einem neuen amerikanischen und einem neuen tschechischen Team. Der Ablauf war der gleiche, allerdings war die Gruppe der Kids im zweiten Camp weniger motiviert.

Nach den beiden Englischcamps fuhr ich auf das X-Camp. Es ist das größte Camp der Evangelischen Jugend in tschechisch Schlesien, wo ungefähr 300 bis 400 Menschen zusammen kommen.

Der Tagesablauf war jeden Tag der gleiche. Morgens gab es Vorträge von Referenten über verschiedene Themen mit dem Bezug zum Glauben, z.B. über Märtyrer in der heutigen Zeit oder anderes. Am Nachmittag gab es eine kurze Bibelstunde, die man in seiner Gruppe machte und danach gab es zwei Stunden Evangeliumsauslegung mit vorhergehendem Zeugnis. Jemand, der auf dem Camp war, legte Zeugnis ab über seine Gotteserfahrung, was diese für sein Leben bedeutet hat und was er daraus für eine Lehre zieht. Danach wurde das Thema des Tages von einem Pastor aus Třinec, Michal Klus, ausgelegt. Er tat dies auf

sehr persönliche Art und Weise, er war ein guter Redner, doch mit dem was er da sprach, konnte ich mich häufig nicht identifizieren, und es machte mich melancholisch, da ich mich recht allein mit meinen liberalen Ansichten fühlte. Um ein Beispiel zu nennen, so ging es häufiger darum, dass Sex vor der Ehe absolut tabu ist, oder dass der Genuss von Alkohol gefährlich und vom Teufel ist, der uns versuchen will, vom rechten Weg abzukommen. Auch sagte er: „Jeder, der nicht Jesus nachfolgt, sei es Moslem, Jude oder Atheist, ist ein Sohn des Vaters aller Lügen, des Teufels, da er die Wahrheit ignoriert“. Diese Worte haben mich oft sehr nachdenklich gemacht und auf eine gewisse Art und Weise auch verstört. Ich lebe ein Leben, das nicht asketisch ist, aber ich hatte nie vorher das Gefühl, dass dies meine Beziehung zu Gott oder Jesus in irgendeiner Weise beeinträchtigen würde. Ich fühle mich auch heute noch nicht schuldig dafür, dass ich mein Leben hier auf Erden genieße. Aber genau das wurde hier probiert. Man sollte sich schuldig fühlen. Es wurde einem jeden Tag erzählt, welch schlimmer Sünder man doch ist und, dass nur Jesus der Weg ins Paradies ist. Ich denke aber, dass Jesus genau für unsere Sünden gestorben ist, um die Schuld von uns zu nehmen.

Gott sei Dank habe ich immer wieder Menschen gefunden, mit denen ich mich darüber austauschen konnte und, die mir vorurteilsfrei zugehört haben und gerne diese andere Sichtweise hören wollten.

Nach dem X-Camp hatte ich ein paar Tage frei, in denen ich mit einer amerikanischen Missionarin zusammen nach Prag fuhr und die Stadt besichtigte.

Als ich wieder in Český Těšín war, fuhr ich mit einer Frau, die in der Jugendarbeit arbeitete, in verschiedene Missions-Clubs. Dort geben sie Jugendlichen in Stadtteilen mit wenig Christen die Möglichkeit ihre Freizeit zu gestalten, gemeinsam zu beten, Andacht zu halten. Es hat mich sehr beeindruckt, wie fest viele Jugendliche in ihrem Glauben verankert waren und gerade auch, wie überzeugt sie diese Missionsarbeit leisteten.

In den letzten drei Wochen war ich dann in der Diakonie tätig.

Erst arbeitete ich in einem Zentrum für Obdachlose, in dem die Diakonie, ein Tageszentrum und eine Nachtherberge anbietet. Dort war ich hauptsächlich



mit dem Streetworker unterwegs. Wir suchten Obdachlose, unterhielten uns mit ihnen und schickten sie, wenn sie das wollten, zum Tageszentrum.

In den letzten zwei Wochen war ich dann jeweils drei Tage in einem Zentrum, das sich mit Behinderten beschäftigte. Wir haben zusammen gebastelt, gesungen, getöpft und Spiele gespielt. Das hat mir sehr viel Spaß gemacht. Zum einen hatte ich noch nie so mit Behinderten zu tun und wusste also nicht, wie interessant diese Menschen oft sein können. Zum anderen freute es mich, wenn man sie mit einfachen Dingen wie einem dreistimmigen Taizé-Lied, was zwei Betreuer und ich einfach für sie sangen, begeistern kann.

Die anderen zwei Tage bin ich mit einer Seelsorgerin durch verschiedene Einrichtungen der Diakonie gefahren, wo wir Andachten mit den Klienten und den Mitarbeitern hielten, oder auch hier mit Kindern spielten, oder und mit psychisch Kranken unterhielten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass ich in dieser Zeit eine Menge Erfahrungen gemacht habe. Ich habe eine ganz andere theologische Sichtweise kennen gelernt, die mir fremd war und es auch immer noch ist, aber ich habe sie kennengelernt. Ich habe gesehen mit welchem Engagement und welcher Begeisterung die Jugendlichen der SCEAV ihren Glauben leben und vermitteln, und ich habe gesehen, welchen wichtigen sozialen Dienst die Schlesische Diakonie an ihren Mitmenschen erbringt. Ich bin sehr dankbar, dass ich all diese Erfahrungen machen durfte, und ich denke, dass sie mich weiterhin beeinflussen werden.

von Georg F. Höxter

2011/12: Luisa in Brasilien

Meinen sechsmonatigen Auslandsaufenthalt habe ich in Belém, Brasilien, in einer evangelischen Gemeinde verbracht. Belém liegt an der Baía de Guajará im Norden des Landes. Mit einer Größe von Hamburg ist es eine relativ kleine Großstadt für brasilianische Verhältnisse. Bereits bei Verlassen des Flughafengebäudes schlug mir das Klima entgegen: 30°C, feucht, der Himmel manchmal leicht bedeckt. Aufgrund der Nähe zum Äquator wird es eigentlich nie kälter als 20-25°C, Tag und Nacht sind gleich lang, der Sonnenuntergang sehr schnell, sodass es um 18.30 Uhr bereits dunkel ist. In der Regenzeit von Dezember bis April regnet es oft stundenlang und heftig, sodass die Straßen überschwemmen und die Busse, das Hauptverkehrsmittel neben den Motorrädern, eigentlich schwimmen können müssten.

Rückblickend wird mir immer wieder bewusst, wie anders das Leben dort ist, wie viel unsicherer in finanzieller und sozialer Hinsicht, wie anders die Menschen mit ihrem Alltag umgehen. Und vor allem, mit



wie viel Lebensfreude und positiver Einstellung sie vielen Problemen entgegensetzen. Vieles, was bei uns zur Normalität gehört, gehört dort für viele nicht dazu: Auto, Haus mit Garten, zur Universität gehen, Waschmaschine, Geschirrspüler, ... Dafür haben sie viele, viele andere Güter: Es wird viel mehr zusammengegessen, es wird geredet (auch mit Fremden im Bus!), gelacht, Musik gemacht. Es hat mir sehr gut gefallen, mit wie viel Offenheit mir viele begegnet sind, nicht nur in der Gemeinde. Trotzdem blieben mir einige Dinge verschlossen. Zum Beispiel die richtige



Einschätzung, wann was und wo (angeblich) gerade gefährlich ist, beispielsweise um die Mittagszeit in Icuí, einem Stadtteil, wo auch Projektarbeit geleistet wird, herumzufahren. Generell ist die Angst, überfallen zu werden, ein Teil des Lebens, auf jeden Fall in der Mittelschicht und der höheren Schicht. An roten Ampeln wird nach der Dämmerung nicht mehr gehalten, Kinder dürfen nicht allein auf der Straße rumlaufen, das Portemonnaie wird am besten gar nicht benutzt oder gezeigt, sondern nur mit Bargeld bezahlt. Vor allem haben alle Fenster und Türen Gitter davor, egal wie klein und wackelig die Hütte ist. Kriminalität und Korruption ist ein großes Problem in Belém, ebenso wie soziale Ungerechtigkeit und Arbeitslosigkeit. Dort versucht auch die Gemeinde anzusetzen, in der ich sechs Monate verbracht habe.

Die Gemeinde PECLB gibt es seit etwa 40 Jahren und gehört zur evangelischen Landeskirche Brasiliens. Jedoch ist die Gemeinde bisher ziemlich autonom gewesen und hat für den brasilianischen Standard sehr moderne Ansichten gepflegt, was mir sehr gut gefallen hat. Die Pastorin Cibeles Kuss, die selbst deutsche Vorfahren hat, war mehr als 10 Jahre Pastorin der Gemeinde, im März dieses Jahres ist sie aber mit ihrer Tochter in den Süden zurückgegangen, wo ihre Familie lebt. Seit April ist die ebenfalls deutschstämmige junge Luane Mara Kerzendorff die neue Pastorin.

Auf dem Gelände der Gemeinde steht eine schöne Kapelle, offen gestaltet im Rundbau, sehr amazonisch. Außerdem gibt es ein Bürogebäude, ein Gebäude mit einem Übungsraum, ein weiteres Haus mit einem Appartement für Freiwillige, Gemeindegüche und einem kleinen Appartement für den Hausmeister und das Haus der Pastorenfamilie mit einer Wohnung im Erdgeschoss für weitere Freiwillige. Dort habe ich gewohnt und hatte einen ziemlich guten Standard. Nur die Wäsche musste ich mit der Hand waschen, was aber viele Brasilianer bis heute noch tun (müssen).

Zu den Projekten: In Belém gibt es in verschiedenen Stadtteilen Kindergruppen, worunter auch eine Kindertanzgruppe ist. Dort werden sie beschäftigt und in ihrer Bildung und religiösen Erziehung unterstützt. Zu verschiedensten Themen gibt es Seminare und Spiele. Besonders in Icuí und Vila da Barca ist das Leben für die Kinder nicht einfach. Viele spielen einfach auf der Straße, Eltern kümmern sich teilweise nicht, in manchen Familien ist der Vater fort oder tot. Die



Schulbildung ist sehr schlecht im Norden Brasiliens, in Fremdsprachen werden nur die größten Grundlagen unterrichtet, Englisch spricht dort fast niemand. Umso schöner ist es dann, die Kinder fröhlich lachend in den Gruppen zu sehen, wo sie etwas lernen können und regionale Tänze einstudieren.

Auch eine Erwachsenenanzgruppe gehört zur Gemeinde, die Gruppe laçá, die viele amazonische Legenden und Mythen musikalisch und tänzerisch umsetzt und viele Auftritte nicht nur in Belém, auch in anderen Teilen Brasiliens und der Welt hat. Sogar in Deutschland war die Tanzgruppe bereits mit der Unterstützung der Kinderkulturkarawane.

Ebenso gibt es Frauengruppen, die sich regelmäßig treffen. Besonders in Vila da Barca ist diese wichtig, da die Frauen dort einmal unter sich sein können, um sich mit ihrer eigenen Identität und ihren Bedürfnissen zu beschäftigen und nicht für jemanden da sein oder arbeiten müssen und eine ganze Kinderschar von Töchtern, Söhnen, Nachbarn versorgen müssen.



Sonntags ist Gottesdienst mit vorherigem Frühstück vor der Kapelle wo die Gemeindemitglieder zusammenkommen und frühstücken. Das ist wirklich eine schöne Sache, um sich gegenseitig kennenzulernen. Was mir dort am Gottesdienst sehr gefallen hat, ist, dass sich jeder daran beteiligen kann. Jeder kann, wenn er möchte, berichten, was ihn die Woche über bewegt hat oder was ihm auf dem Herzen liegt, wofür er danken möchte etc. Durch den Rundbau der Kapelle begünstigt, sieht man sich gegenseitig und ist einander zugewandt, man steht beim Gebet im Kreis und hält sich an den Händen. Es wird auch oft geweint im Gottesdienst. Daran musste ich mich erst gewöhnen, dass ein Gottesdienst den Menschen so nah geht und sie daraus sehr viel Kraft schöpfen. Aber eben dies ging mir selbst auch immer nah und hat den Gottesdienst zu einer einmaligen Erfahrung gemacht.

Die Gruppenleiter waren zu der Zeit Leute aus der Gemeinde. Leider hat die Gemeinde immer wieder finanzielle Probleme, da sie ja keine Geldeinnahmequelle besitzt und somit auf Spenden angewiesen ist. Letztlich mussten die meisten der Angestellten entlassen werden, da die Gemeinde deren Gehälter nicht mehr tragen konnte. Ohne Spenden ist es also schwierig.

In der Gemeinde habe ich mich gut aufgehoben gefühlt und hatte auch immer genug Beschäftigung mit den Kinder- und Frauengruppen, dem Chor und der Tanzgruppe. Ich konnte mich dabei so weit einbringen, wie ich selbst gern wollte und mit Unterstützung der Gruppenleiter und der Pastorin meine Ideen verwirklichen. Trotzdem hatte ich auch genug Freiraum und -zeit.

Aber es war auch nicht immer alles einfach. Mal hatte ich auch Heimweh, da ich ja allein Freiwillige war. Es war auch nicht immer so einfach, mit der brasilianischen Lebensart umzugehen, sich nicht auf jeden



und jedes Wort vertrauen zu können oder dass Abmachungen einfach nicht eingehalten werden, Verabredungen nicht abgesagt werden oder Material für die Gruppen nicht besorgt wurde. Aber mit Gelassenheit und Verständnis ließ sich auch das meistern.

In meiner freien Zeit habe ich Brasilien ein wenig näher kennengelernt, habe Rio de Janeiro besucht und einen Urwaldtrip in Alter do Chão gemacht. Auch das Wochenende am Atlantik bei der Deutschen Barbara war eine großartige Erfahrung und Erholung vom lauten Belém. Das Land hat mich sehr beeindruckt und ich habe es sehr ins Herz geschlossen, ebenso wie viele liebe Menschen dort, mit denen ich heute noch Kontakt habe. Ich hoffe ganz fest, dass sie mich einmal hier besuchen können oder ich noch einmal dort hin zurückkehren kann.

Luisa Strompen

Info

Visum – eine bürokratische Hürde

Leider können seit einiger Zeit keine Stipendiaten und Stipendiatinnen mehr einen Freiwilligendienst in Brasilien erfahren. Das liegt nicht an der Kooperation zwischen der Stiftung und ihren Partnern. Es liegt an den Visabedingungen. Aufgrund politischer Streitigkeiten zwischen der Bundesrepublik und dem brasilianischen Staat werden momentan keine Freiwilligendienst-Visa mehr ausgegeben. Aus Sicht junger Menschen eine rein bürokratische Hürde – es bleibt nur zu hoffen, dass sich das bald ändert.

Michael Brandt

2011/12: Katharina in Namibia

Ich bin nach dem Abitur 2011 mit der Stiftung Ökumenisches Lernen für ein Jahr nach Namibia gereist. Hier ist ein kurzer Bericht meines Aufenthaltes dort und meinen Tätigkeiten in der Partnergemeinde.

Kurz nach unserer Ankunft landete ich bei der Pastorin Elizabeth Cilunda. Im Township der kleinen Stadt Grootfontein im Nordosten des Landes bekam ich im Hause der Familie mein eigenes Zimmer. Anfangs war sich meine Gastmutter nicht sicher, was meine zukünftige Arbeit hier sein könnte. Nachdem ich einige Tage mit Kindergarten- und Workshopbesuchen beschäftigt worden war, entschloss sie sich jedoch, die Chance der Anwesenheit einer jungen motivierten Frau zu ergreifen, um einen eigenen Kindergarten der Grootfonteiner ELCIN-Kirche zu gründen.

Anfangs hatten meine Kollegin Hanna und ich nur ein paar Kinder unter einem hinter dem Wohnhaus angebrachten Wellblechdach. Ich hatte das Glück, per Zufall gleich am Anfang meiner Zeit hier die kleine deutsche Gemeinde der Stadt kennenzulernen. Zum einen tut es gut, mitunter Deutsch sprechen zu können und meine „deutsche Kultur“ dort nicht komplett aufgeben zu müssen. Zum anderen habe ich auch viele nette Menschen kennengelernt, die an meinem neuen Kindergarten interessiert waren und mich moralisch wie materiell unterstützt haben.

Anfangs fiel es mir schwer, auch unter der schwarzen Bevölkerung, um mich herum Freunde zu finden. Viele schienen nur an meiner Hautfarbe und dem damit, naiver Weise, assoziierten Reichtum interessiert zu sein. Aber auch diese Sorgen verliefen sich mit der Zeit und ich gewann nach und nach mehr Freunde und Bekannte aus fast allen Bevölkerungsgruppen Namibias.

Der Kindergarten verbesserte und verschönerte sich auch kontinuierlich; mit einem Spendenauftrag zum Ende des Jahres konnte ich auch selbst wichtige Beiträge dazu leisten. Durch meine Kontakte zu einer deutschstämmigen Frau, die hier viele Kindergärten unterstützt, profitierte der „Katharina Kindergarten“ auch. So gibt es jetzt einen richtigen Raum mit Fenster, Tür und Zementboden, viele schöne Plakate, ein Vordach zum Schutz vorm Regen, Spiel- und Malzeug.



Die Beziehung zu meiner Gastfamilie und mein Alltag in Grootfontein waren sehr schön. Meine Gastmutter ließ mir die Freiheit, mich mit all meinen Freunden zu treffen und mein eigenes Leben zu leben. An die einfacheren Lebensumstände hatte ich mich schnell gewöhnt und genoss die Tage, an denen sich mein Leben zwischen Arbeit, Familienleben, Freunden und Hobbys ganz normal und wirklich alltäglich anfühlte.

Im April 2012 verließ ich dann schließlich Grootfontein und zog für die letzten Monate in den Norden Namibias nach Ondangwa. Dort bekam ich ein Zimmer bei Meme Taimi, die mit ihrer erwachsenen Tochter ein kleines Haus am Rande der Hauptstraße bewohnt. Meine dortige Chefin war Petrine Shiimi, eine bewundernswerte Frau. Sie hat eine außergewöhnlich herzliche, liebenswerte und offene Art, die nicht unbedingt typisch für namibische Ovambo-Frauen ist. Sie hat das Oonte Center am Rande der Stadt aufgebaut, wo ich von nun an mithelfen sollte. Oonte ist ein wunderbarer Ort, der den benachteiligten oder durch Aids verwaisten Kindern aus der Umgebung vielerlei Hilfe bietet. So gibt es einen Kindergarten, in dem die Kleinen sehr liebevoll umsorgt werden. Drei Mal die Woche können alle Schulkinder kommen und eine warme Mahlzeit zu sich nehmen. Sie kön-

nen auf dem Gelände spielen und toben, also einfach mal Kinder sein, was ihnen oft, im sonst so harten Alltag, nicht möglich ist. Es gibt eine Bücherei, einen Fischteich, eine kleine Schweinezucht sowie einen Garten, in dem einige Leute aus der Umgebung gegen etwas Geld arbeiten können und der zeigen soll, wie man sich selbst gut versorgen kann. Meine Aufgabe bei Oonte bestand hauptsächlich darin, zu helfen, wo es gerade nötig war. So half ich bei der Späternte, der Planung eines neuen kulturellen Zentrums, im Büro und vor allem bei der Betreuung des Chores. Ich brachte den Kindern und Jugendlichen im Chor neue Lieder bei, was uns allen sehr viel Spaß machte. Für mich war dies eine großartige Erfahrung, weil ich bei dieser Arbeit meine Talente wirklich einsetzen konnte und merkte, wie ich die Kinder begeistern konnte.

Mitte Juni hieß es dann auch in Ondangwa wieder, Abschied zu nehmen. Einerseits war ich traurig, all die liebevollen Menschen zu verlassen, andererseits war ich inzwischen aber auch schon an den Punkt gelangt, wo mich vieles der namibischen Kultur nervte und ich einfach langsam genug hatte. Außerdem stand mir zum Abschluss des Jahres noch ein wunderbarer Urlaub durch Namibia bevor – solche Reisen gehören ja schließlich auch dazu!

Neulich las ich einen Artikel im „ZEIT Campus“-Magazin über Freiwilligenarbeit im „armen Ausland“. Dort wird kritisch geschrieben, dass freiwillige Helfer meist gar nicht so viel helfen, wie sie das vielleicht wollen oder anderen beschreiben. Oft denke man nur an den aufgebeßerten Lebenslauf oder das erleichterte schlechte Gewissen.

Dann steht da aber: „Interkulturelle Verständigung ist eine etwas abgenutzte Phrase, aber genau darin steckt das eigentliche Potenzial von Freiwilligenarbeit im Ausland. Wenn es nicht ums Helfen geht, dann geht es vielleicht stattdessen ums Lernen.“

Dieser Satz spiegelt recht genau auch meine Meinung zu diesem Thema wider. Ich bin mir bewusst, dass ich, rein faktisch gesehen, wohl nicht viel verändert habe in Namibia; ich habe kein Kind vorm Tod gerettet oder riesige Geldmengen herbei geschauelt. Dafür aber war ich dort, und zwar mit all meinem Geist und meiner Seele. Ich habe die unterschiedlichen Kulturen des Landes kennengelernt, habe viele neue Freunde gefunden und umgekehrt haben diese

von mir einen Teil meiner deutschen Kultur kennengelernt. Ich glaube wirklich aus tiefstem Herzen, dass Völkerverständigung der allerbeste Weg ist zu einer gerechteren und friedlicheren Welt. Denn nur durch Kennenlernen kann man den anderen verstehen, nur durch den persönlichen Kontakt kann man nachvollziehen, was ein Mensch denkt, fühlt und braucht. Und vor allem: Das, was zu Beginn fremd und unheimlich war, lernt man zu lieben!

In diesem Sinne gibt es wohl auch keinen besseren Namen für die Stiftung als „Ökumenisches Lernen“. Die Gespräche mit Frau Pultke, Harald Welge, Ines Helmstädter, all den Stifftlingen und schließlich den vielen neuen Bekanntschaften in Namibia haben mich viel über die Welt gelehrt; durch die Begegnungen, Erlebnisse und Herausforderungen bin ich erwachsener, toleranter, zufriedener und wohl auch ein bisschen weiser geworden. Ich weiß, dass ich vieles meistern und verbessern kann, bin mir aber auch bewusst, dass ich dann eben doch nur ein ganz kleiner Teil im großen Getriebe der Menschheit bin. Und wenn ich nur einen ganz winzig kleinen Teil zum Frieden in der Welt beigetragen haben sollte, macht mich das schon glücklich!

Katharina Kolatzki



2011/12: Clara in Tansania – ein Jahr in Tansania

Schwer, ein Jahr auf nur zwei Seiten zu beschreiben, aber ich hatte vor meiner Ausreise ziemlich genau die Fragen an ehemalige Freiwillige im Kopf, die ich jetzt selbst beantworten kann. Dabei will ich nicht nur alles „schönreden“ – auch wenn mein Auslandsjahr echt eine meiner besten und wertvollsten Erfahrungen war.

Also, als Stipendiatin der Stiftung war ich 2011/2012 ein Jahr am Fuß des Kilimandscharos und hab dort im Marangu Lutheran Hospital gearbeitet.

Die ersten Tage war es sehr schwer, Arbeit zu finden, weil niemand im Krankenhaus sich so richtig für mich verantwortlich gefühlt hat, auch wenn alle sehr nett waren – Arbeit hab ich trotzdem in den Krankensälen auch nach einer Woche nicht wirklich finden können. Was auch verständlich ist, da ich nicht nur die Jüngste im ganzen Krankenhaus war, sondern auch keine medizinischen Vorkenntnisse hatte und die Sprache natürlich anfangs kaum sprechen konnte. Ich bin froh darüber, dass ich deshalb nach einer Woche nachgefragt habe, in einer anderen Abteilung arbeiten zu können, woraufhin ich dann ins Minor Theatre (kleinerer Operationsraum) geschickt wurde und dort auch geblieben bin. Das ist der Raum für das Reinigen und Verbinden von Wunden, Spritzen geben, Gips anlegen, Katheter einführen, Untersuchungen der Doktoren, frauenärztliche Eingriffe und gleichzeitig die Notaufnahme für das Nähen von Wunden und anderer Erster Hilfe. Besonders an Ta-



gen, an denen viele Patienten vor dem Minor Theatre gewartet haben, habe ich deutlich gemerkt, dass der einzige Krankenpfleger dort komplett überfordert wäre und ich selbst mit kleinen Dingen eine Hilfe sein konnte. Dazu gehören: Assistieren, Sachen vorbereiten, nachbereiten, mit Patienten reden und einfach auf menschlicher Ebene zu helfen, organisieren und vermitteln, aufräumen, auch je nach Prozedere Patienten selbst empfangen etc. Nebenbei habe ich viel gelernt über Krankenhäuser, Patienten, Krankheiten, Vorgehensweisen und Möglichkeiten, die ich in deutschen Krankenhäusern nicht so bekommen hätte. Zwei Monate lang wurde allerdings eine amerikanische Krankenschwester ins Minor Theater geschickt – weil es dadurch für mich zu wenig Arbeit gab, bin ich auf die Geburtsstation ausgewichen, was zwar eine interessante Erfahrung war, wo ich aber kaum was machen konnte, was einen ziemlich runterziehen kann. Insgesamt war ich aber echt zufrieden mit meiner Arbeitsstelle.

Was für mich auch einen großen Teil zu meiner Zufriedenheit mit der Arbeitsstelle beigetragen hat, war, dass ich mich sehr mit dem Krankenhauspersonal verstanden habe. Daraus hat sich auch mein tansanischer Freundeskreis ergeben – wie z.B. mein bester Freund dort, Nixon, mit dem ich auch privat viel Zeit verbracht habe, meine Nachbarinnen Tumaini und Hosiana und andere Jugendliche, mit denen ich nach der Arbeit öfter noch in die Stadt gegangen bin, auf den Markt oder um noch in den kleinen Restaurants in Marangu etwas trinken zu gehen. Obwohl es auch da nicht immer einfach war, weil ich gemerkt

habe, wie ich den Begriff Freundschaft einfach anders definiere und mir aufgefallen ist, dass es eher ich war, die um solche Treffen und Begegnungen bemüht war und die anderen gefragt hat. Und auch öfter Absagen, Verspätungen und Nichterscheinen erlebt habe, was mich dann schon enttäuscht hat. Aber ich habe viel Zeit darauf verwendet, die dortige Sprache Kiswahili zu lernen, konnte es gegen Ende auch relativ fließend und wurde dadurch von vielen Tansaniern viel herzlicher aufgenommen. Mein Freundeskreis hat sich aber auch aus anderen europäischen/amerikanischen Freiwilligen zusammengesetzt. Deutsche Freiwillige gab es in Marangu selbst nicht, aber ich habe mich öfter an Wochenenden mit ihnen treffen können, zum Beispiel zum Feierngehen in der größeren Nachbarstadt. In Marangu habe ich Rebecca kennengelernt, eine Amerikanerin, ihren Bruder Ian, und einen Engländer, Dave, die zu guten Freunden geworden sind.

Gewohnt hab ich direkt auf dem Krankenhausgelände im Haus der Chefin des Krankenhauses, Dr. Uiso, die dort die Hälfte der Woche gewohnt hat. Das war nicht nur viel kostengünstiger und praktisch durch die Nähe zur Arbeit, sondern auch sicherer und es erlaubte mir, abends auch noch Freunde vom Krankenhauspersonal zu besuchen, die teilweise auch auf dem Gelände untergebracht waren. Mama Uiso war oft sehr überbesorgt um mich und wir hatten in vielen Dingen sehr andere Ansichten, aber ich habe es sehr genossen, mit ihr tansanisch zu kochen, von ihr zu lernen und ins Gespräch zu kommen. Und letztendlich war es für uns beide eine sehr nette Begegnung.



Was ich außerdem nicht unerwähnt lassen möchte, ist, wie ich der tansanischen Gesellschaft begegnet bin. Denn obwohl es sich gebessert hat, je mehr Kiswahili ich konnte, konnte ich meine Hautfarbe nicht ablegen und wurde in der Öffentlichkeit permanent daran erinnert, dass ich eine Fremde bin. Nicht nur, was mir Menschen zugerufen haben („Mzungu“ – Weißer), sondern auch, wie ich angeguckt worden bin, wie und worüber mit mir geredet worden ist und dass mir bei Preisen meistens der höhere genannt wurde – auch dass ich doch öfters nach Geld und Spenden gefragt worden bin – hat mir doch schwerer zu schaffen gemacht, als ich gedacht habe. Einfach war es auch nicht, als ich gegen Ende während einer Fahrt in einem Tuctuc (einem dreirädrigen „Auto“) in Dar Es Salaam überfallen worden bin, wo nicht nur mein komplettes Reisegepäck geklaut worden ist, sondern ich auch so verletzt worden bin, dass ich erst nach 2 Wochen wieder arbeiten konnte.

Ich könnte noch so viel erzählen, aber an dieser Stelle ein großes Danke an die Stiftung und den EED (Evangelischer Entwicklungsdienst, der mit der Stiftung kooperiert hat) für die intensive Vorbereitung – die mir einfach geholfen hat, sich darüber klarzuwerden, dass man auch mit Kulturschock, Missverständnissen und Enttäuschungen nicht unnormal ist. Oder wie enttäuscht ich gewesen wäre, wäre ich mit der naiven Vorstellung, die Welt zu ändern, ins Ausland gegangen ... Letztendlich haben die vielen Vorbereitungsseminare nicht nur Spaß gemacht, sondern mir auch geholfen, so ein positives Jahr zu erleben, wie ich es erlebt hab.

Clara Labuhn

2012/13: Franziska in Namibia



Im September 2012 ging die aufregende Reise für mich los. Zusammen mit Cosima und Lea traten wir in Frankfurt den Flug an. Der Abschied fiel uns schwer – wie sollten wir nur so eine lange Zeit ohne unsere Familie aushalten? Werden wir uns wohlfühlen, alle Aufgaben meistern? Tausend Fragen gingen uns durch den Kopf. Zum Glück hatten wir einen langen Flug, um uns zu beruhigen und uns auf das Abenteuer zu freuen! In Namibia angekommen wurden wir vom Pastor Theofilus abgeholt. Theofilus hat uns sehr herzlich empfangen und uns für die ersten Tage in ein Gästehaus gebracht. Diese haben wir genutzt, um unser Arbeitsvisum zu beantragen und uns die Hauptstadt anzusehen. Nach erster Akklimatisierung wurden wir dann auf unsere Gastfamilien verteilt. Lea kam in den Norden nach Nkurunkuru und Cosima nach Tsumeb. Ich blieb weiter in Windhoek und lernte meine wunderbare Gastfamilie kennen. Neben dem Haus meiner Gastfamilie – bestehend aus meiner Gastmama, meiner Gastschwester und zwei Gastbrüdern – bekam ich eine kleine 1-Zimmer-Wohnung. Ideal um mich zurückziehen zu können, aber trotzdem zur Familie dazugehören. Wir wohnten in Katutura, ein großes Township außerhalb Windhoeks. Anfangs war es ungewöhnlich in einer Gegend zu wohnen, in der viele Menschen in Wellblechhütten hausen und mich als „Weiße“ andauernd beobachteten. Nach und nach gewöhnten sich aber sowohl die Einheimischen an mich, sowie ich mich an die Nachbarschaft. Von Tag zu Tag fühlte ich mich wohler – so genoss ich es, fröhlichen Jungs beim Fußballspielen zuzuschauen oder bei den Straßenständen Obst, Süßigkeiten oder Gemüse einzukaufen.

Nach dem ersten Wochenende zeigte mir Theofilus zunächst drei Kindergärten, die zur Kirche gehörten. Alle drei befanden sich in Katutura und prinzipiell war ich frei, mir einen Kindergarten auszusuchen, bei dem ich arbeiten wollte. Ich wollte da arbeiten, wo ich am meisten benötigt wurde. So fing ich bei dem Kindergarten an, der sich direkt neben Theofilus Kirche befand. Dort wurde ich einer Kindergartengruppe zugeteilt, die ich zusammen mit Francinah betreuen sollte. In Deutschland hatte ich zwar bereits ein Praktikum im Kindergarten gemacht, in Namibia war es dann aber etwas ganz anderes. Mit vielen Kindern konnte ich anfangs nicht über die Sprache kommunizieren, sie konnten kein Englisch und ich kein Oshiwambo. Die Sprachbarriere machte natürlich einiges schwerer und komplizierter, aber andererseits war es wunderschön zu sehen, dass man auch ohne Sprache eine Bindung zu den Kindern aufbauen konnte. Der „Kindergarten“ Namibias ist eher eine Vorschule als ein richtiger Kindergarten. Für die Kinder ist es essenziell Englisch zu lernen, da der Unterricht ab der 1. Klasse auf Englisch ist. So wurden jeden Tag Vokabeln gelernt, englische Lieder gesungen und gemalt. Manchmal war es schwierig, den Kindern etwas Abwechslung zu bieten, Materialien gab es kaum. Zum Glück mangelt es in Namibia nicht an Kreativität, wir malten mit Stöckern in den Sandboden oder jeder durfte seinen Namen an die Tafel schreiben. Der normale Tagesablauf war gut gegliedert, erst wurde gesungen, dann gelernt, dann wurde gespielt, es gab Mittag und dann machten die



Kinder Mittagsschlaf. Vor dem Mittagsschlaf der Kinder bin ich meist nach Hause gegangen, da sie danach sowieso abgeholt wurden.

Innerhalb meiner 4 Monate in Windhoek wechselte ich zweimal den Kindergarten, sodass ich alle drei Kindergärten kennenlernen konnte. Einer war in einem sehr armen Viertel und einer in einer eher reichen Gegend. Diesen Unterschied sah man an der Ausstattung des Kindergartens, aber an sich waren die Tagesabläufe ähnlich.

Meist hatte ich den ganzen Nachmittag für mich. Oft lernte ich mit meiner Gastmama Oshiwambo: Wuhalapo, edina lange aame Franziska ndanja ko Germany (Hallo, wie geht's? Ich heiße Franziska und ich komme aus Deutschland.), ging zum Chor oder traf mich mit Freunden. Jeden Sonntag ging ich mit meiner Gastmutter in die Kirche. Anders als in Deutschland kommen teilweise an die 3000 Menschen zu einem Gottesdienst und es ist eine ganz andere Atmosphäre. Häufig traten 5 Chöre auf und ein Gottesdienst dauerte an die drei Stunden.

Als Hauptstadt bot Windhoek einiges, sodass ich gern in der Stadt war und einen schönen Tag mit meinen Freunden verbrachte. Ich bin nachträglich immer noch überrascht, was für gute Freunde ich gefunden habe und wie sehr meine Gastfamilie zu meiner richtigen Familie geworden ist. Das ist sicherlich nicht selbstverständlich und ich bin dankbar, dass wir trotz unterschiedlicher Kultur und unterschiedlichen Muttersprachen zueinander gefunden haben.

Nach vier Monaten musste ich mich von Windhoek verabschieden und mich auf nach Norden machen. Die letzten Monate sollte ich in einem kleinen Dorf namens Onakazizi wohnen und in einer Schule arbeiten. Ich war gespannt, das „richtige“ Namibia kennenzulernen. Ich hatte zwar zu dem Zeitpunkt schon einiges von dem Land gesehen und sowohl Lea als auch Cosima besucht, aber im Norden sein Zuhause zu haben, das war doch etwas anderes. Der Norden Namibias ist noch viel traditioneller als es die Hauptstadt ist. In der Hauptstadt konnte man ins Kino gehen, im Norden war man froh, wenn man fließendes Wasser und Strom hatte.

Onakazizi befand sich im Nichts. Es gab weder eine Straße, die zu unserem Haus geführt hat, noch viele Nachbarn. Ich wohnte bei einer Pastorin namens

Martha, eine sehr liebenswürdige Frau, bei der ich mich gleich Zuhause fühlte. Zum Glück hatten wir eine Dusche und sogar Strom, das erleichterte das Leben wirklich. Teilweise ist zwar beides ausgefallen, aber man lernte, sich damit zu arrangieren. Ich lernte das traditionelle Namibia kennen. Wir bauten Hirse vor unserer Haustür an, welche wir nach der Ernte sortierten und stampften. Es wurde draußen über offenem Feuer gekocht, wofür wir immer Feuerholz sammeln mussten. Ich durfte bei der Herstellung von traditionellem Alkohol aus Amarulafrüchten helfen, Tierfarmen besichtigen und alle einheimischen Gerichte probieren.

Meine neue Arbeitsstelle war eine Schule von der Vorschule bis zur 10. Klasse. Die Sprachschwierigkeiten waren im Norden noch schlimmer als in Windhoek, sodass ich teilweise in höheren Klassen aushalf. Dort wurde ich wenigstens verstanden und konnte richtigen Unterricht machen. In der 1. Klasse führte ich Sportunterricht ein, das machte den Kleinen riesigen Spaß, kümmerte mich aber auch um den Englischunterricht.

Meine Zeit in Namibia ging sehr schnell vorbei. Bevor ich wieder nach Deutschland flog, machte ich noch eine Rundreise und lernte das ganze Land kennen. Atemberaubende Landschaften, wilde Tiere, Dünen, das Meer – alles durfte bestaunt werden.

Insgesamt also ein tolles halbes Jahr. Ich empfehle wirklich jedem eine Reise in eines der bevölkerungsärmsten und doch so wunderschönen Land.

Franziska



2013/14: Tim in Japan – Japan – ein Land ohne Gefühle, oder?

Das Auslandsjahr stand vor der Tür, die ganze Welt stand mir offen und ehe ich mich versah, landete ich in Japan. Als ich nach 6 Monaten wieder in Deutschland war, wurden mir viele Fragen gestellt. „Coole Sache, wie war's? Japan, ganz schön verrückt, findest Du nicht? Bist Du denn wenigstens viel gereist und hast viel erlebt? Wie war das eigentlich mit dem Essen etc?“ Auf diese Fragen gab es viele Antworten, doch dann wurde ich etwas gefragt, worauf ich nicht sofort antworten konnte. „Was, Japan?! Wieso bist Du denn dahingefahren?“ Ja, warum eigentlich? Während der Vorstellungen der einzelnen Länder und Partnergemeinden der Stiftung war ich immer wieder aufs Neue fasziniert – und das nach jeder Präsentation. Ich wollte unbedingt nach Tansania, unbedingt nach Japan, unbedingt nach Indien, Jerusalem, Brasilien und England. Nach all den Vorstellungsrunden war ich demnach ziemlich verwirrt, fast schmerzlich zerrissen, dass ich nur eines dieser Länder besuchen konnte.

Wann immer Chaos in meinem Kopf herrscht und ich mich einfach nicht entscheiden kann, verlasse ich mich voll und ganz auf mein Gefühl – so furchterregend das auch manchmal sein kann. Dieses Gefühl ist schwer zu beschreiben, wahrscheinlich fühlt es sich für jeden ein bisschen anders an, doch für mich ist es diese Mischung aus wohliger und warmer Gewissheit von Sicherheit und einer aufregenden, faszinierenden Angst. Die Sicherheit gut aufgehoben zu sein und mich in einem tollen Projekt einbringen zu können hatte ich überall, doch diese Angst, dieses



Gefühl einer Herausforderung, einer Aufgabe die auf mich wartet, hatte ich nur bei der Vorstellung Japans. Und dieses Gefühl hielt sich auch nach Wochen noch in meinem Bauch versteckt und war letzten Endes die Grundlage meiner Entscheidung. Dass ich vorher schon, ganz unabhängig von der STÖL, sechs Jahre Japanisch gelernt hatte, erschien den meisten zwar als schlüssigere Begründung, ich wäre ohne Bauchgefühl jedoch niemals gegangen. Und damit ging es für mich am Freitag, dem 13. September 2013 los – was für ein Datum für meinen allerersten Flug!

Mein Einsatzort – das „Kibou no Ie“ (希望の家 Haus der Hoffnung und Freude) – liegt in dem Stadtteil Kamagasaki der Millionenmetropole Osaka, der ca. viertgrößten Stadt Japans. Dabei handelt es sich um eine soziale Einrichtung kirchlicher Trägerschaft, welche heutzutage alkoholranke Menschen im alltäglichen Leben unterstützt. Gerade das Viertel Kamagasaki ist durch Tagelöhner, Arbeitslose sowie andere Randgruppen der japanischen Gesellschaft gekennzeichnet, weswegen sich hier viele soziale Organisationen finden, die versuchen, diese Menschen wieder einigermaßen in die Gesellschaft einzugliedern.

Im Kibou no Ie waren wir einschließlich mir ein Team aus vier Leuten, die sich jeden Tag um ca. 9 Klienten gekümmert haben. Das Programm des Kibou no Ie besteht hauptsächlich darin, dass die Klienten nicht alleine in ihren ca. 13 m² großen Apartments sitzen, sondern einer Art Teil der Gemeinschaft teil sein können. Weiterhin gibt es aber auch Angebote wie Töpfern, Basteln oder Kochen.



Mein Tätigkeitsbereich umfasste zu Beginn eigentlich nichts. Ich war beim Programm dabei und habe alles mitgemacht, hatte dadurch zu Anfang jedoch fast eine „Klientenstellung“ und keine Aufgaben, für die ich speziell eingesetzt wurde. In den ersten Wochen war das für mich gar kein Problem, alles war noch neu und aufregend und so konnte ich das Haus, die Arbeit und die Leute auf eine gute Art kennenlernen. Doch auch, nachdem der September vorbei war und auch noch Ende Oktober erlebte ich die Japaner nach wie vor sehr distanziert und fast schüchtern, was die Gespräche bzw. die Arbeit anging. Erschwerend hinzu kam, dass ich von Anfang an keine Person hatte, von der mir gesagt wurde, dass sie für mich zuständig sei und dass ich mich bei Problemen oder Fragen an sie wenden könne. Natürlich sind mir alle Japaner sehr freundlich begegnet, ich habe jedoch schnell herausgefunden, dass hinter all den freundlichen und zuvorkommenden Floskeln und Redewendungen oft nicht allzu viel steckt – was nicht heißt, dass niemand Interesse an mir hatte, aber so wirklich engagieren wollte sich auch niemand. Nach einiger Zeit hatte ich das Gefühl, dass es den Japanern am liebsten ist, wenn man sich selbst irgend etwas sucht und so wenig wie möglich „zur Last“ fällt.

Ich gebe zu, dass ich nicht vollkommen unvorbereitet nach Japan geflogen bin, sowohl Sprache als auch Kultur habe ich mir im Vorfeld so weit es möglich war näher gebracht, sodass ich auf die Distanziertheit sowie die extrem formelle und höfliche Freundlichkeit der Japaner vorbereitet war.



Doch gerade in einer sozialen Einrichtung kirchlicher Trägerschaft, die sich in dem Viertel Kamagasaki, in welches die problematischen Randgruppen der japanischen Gesellschaft abgeschoben werden, organisiert, hatte ich mich auf eine andere Mentalität eingestellt. Als ich dann zum Beispiel darüber nachgedacht habe, mit den Klienten zu backen, waren die Reaktionen doch etwas zögerlich. Ich hatte nicht wirklich das Gefühl, hier einen Platz zu haben und auch wenn ich mich mehr einbringen wollte, geschah das nur sehr langsam. Nach einigen Gesprächen wurden mir dann etwas mehr Aufgaben wie Einkaufen, zur Post Gehen oder Vorbereitungen für die Teezeit etc. anvertraut, trotzdem war ich sehr verunsichert, was die Japaner eigentlich von mir wollten und merkte auch, dass seitens der Japaner eine große Unsicherheit mir gegenüber herrschte.

Daraufhin habe ich mich dann mehr und mehr zurückgezogen, die Aufgaben erledigt, die mir gegeben wurden und mich ansonsten eher um meine Belange gekümmert – eine Entwicklung die ich eigentlich sehr schade finde. Ich hatte große Lust mich einzubringen, zu helfen und etwas zu tun. Durch die großen kulturellen Unterschiede, den großen Altersunterschied (es gab niemanden unter 40 Jahren in meinem mittelbaren Umfeld) wusste ich auch nicht so richtig wohin. Und es war sehr einsam, besonders im Dezember zu Weihnachten und Silvester, wo nichts im Kibou no le stattgefunden hat.

Im Januar und Februar fanden dann die alljährlichen Nachtrundgänge statt, in denen sich das Kibou no le sowie Freiwillige aus ganz Japan jeden Freitag auf den Weg durch das Viertel machen, um Decken, Papunterlagen sowie Essen unter den Obdachlosen zu

verteilen, gleichzeitig wird – falls nötig – erste Hilfe geleistet, Informationen über soziale Einrichtungen wie das Kibou no le aber auch viele andere verteilt, sowie die Anzahl der auf der Straße schlafenden Personen gezählt, um so einen Überblick über die Entwicklung der letzten Jahre des Viertels zu erhalten. Diese Rundgänge waren sehr interessant, ich habe noch einmal einen ganz anderen, viel näheren Einblick in die oft erschreckenden Lebenssituationen der Menschen bekommen und habe auch viele neue Leute, welche sich als Freiwillige engagiert hatten, kennenlernen können.

Mit Beginn des neuen Jahres zeichnete sich das Ende meiner Japanreise – der 6. März – schon langsam ab und ich hatte mich dazu entschlossen, im restlichen Februar zu reisen. So konnte ich einen privaten Kontakt zu einem in Tokio lebenden Japaner auffrischen, der mich für ein Wochenende zu sich nach Hause eingeladen hatte, habe mir den berühmten Dom in Hiroshima angesehen, Freunde der Kirche in Kobe besucht und hatte die wunderbare Möglichkeit, für zwei Wochen als Praktikant in einer Art Kinderheim/ Internat, welches mitten in der Natur in einen Bauernhof integriert im Norden Japans liegt, zu arbeiten. Die mit den Kindern und Jugendlichen verbrachte Zeit, die Arbeit auf dem Bauernhof, die Zusammenarbeit der Mitarbeiter, die Natur und die frische Luft, die im Gegensatz zu Osaka sehr willkommen war, sind mir nach wie vor in sehr guter Erinnerung und waren ein wirklich gelungener Abschluss meiner Japanreise, der mir geholfen hat, meine Erfahrungen in Japan noch einmal aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten und vieles in einem anderen Licht neu zu reflektieren.



Auch heute denke ich immer noch viel an meine Zeit in Japan zurück, und mir fallen immer wieder neue Dinge ein und auch auf, und meine Meinung zu Japan und meinen Erlebnissen ist immer noch nicht ganz festgelegt, befindet sich nach wie vor im Wandel und wird es wohl auch weiterhin tun.

Das zeigt mir jedoch, dass ich viel mitnehmen konnte aus der Zeit, natürlich viel mehr als man in einem Bericht schreiben kann, und natürlich auch viel, sehr viel Positives, was mich auch heute noch begleitet, gestärkt hat und weiterhin stärkt, mir Mut und Hoffnung gibt.

Ich bin also sehr, sehr froh, nach Japan gereist zu sein. Ich würde diese Reise immer wieder antreten, bin aber genau so froh, wieder hier zu sein und gestärkt in Richtung Zukunft zu gehen.

Tim Westphal, Japanbericht, 25. Juni 2014

Zukunftsgedicht

Träume, fliegen weg
Weg, hin zu dir
Unendliche Fülle
Wünsche von mir
Was magst du bringen?
Schauer oder Glück?
Glockentöne klingen
Wandern die Zeiger ein Stück
Wolken ziehen auf
Verdecken das Blau
Und die Hoffnung darauf

See wird rau
Doch gewiss ist nichts
Steht doch so viel auf dem Spiel
Verändert sich das Gesicht
Weil man doch so viel will
Eine Taube fliegt auf
Wohin weiß niemand
Still steigt sie auf
Verschwindet hinter der weißen Wand

Alexandra Schmid

2013/14: Justus in Tansania

Am Anfang ist nur eines gewiss: Ich fliege nach Tansania. Ansonsten herrscht Ungewissheit: Brauche ich Malaria-Prophylaxe, wie wird meine Arbeit aussehen, reichen meine sporadischen Kiswahili-Sprachkenntnisse aus, habe ich ein Klo und wie komme ich überhaupt vom Flughafen zu meiner Arbeitsstelle?

Fragen über Fragen, die auch vor Ort nicht beantwortet werden, sondern sich einfach erklären: All das wird nicht geplant – Das Zauberwort heißt sich darauf „einlassen“. Und ich ließ mich darauf ein. Auf ein Abenteuer in einem fremden und wunderschönen Tansania.

Meine Stelle war als „Arbeit im Krankenhaus Machame“ ausgeschrieben. Darunter kann man viel verstehen, ich erwartete das Wechseln von Bettpfannen. Meine Erwartungen wurden, gelinde gesagt, übertroffen. Als Volontär im Krankenhaus von Machame arbeitet man im „Major Theatre“. Das ist der Operationsraum für die innere Medizin. Nach zwei Monaten Hospitation, also zuschauen und Arbeitsabläufe kennenlernen, wurde mir erlaubt, aktiv bei den Operationen zu assistieren. Als ungelernter Abiturient half ich bei der Geburt von Babys, der Entnahme von Blinddärmen und Tumoren und unterstützte im orthopädischen Operationssaal die Versorgung von verschiedenen Frakturen. Ich denke, das Programm in Machame ist soweit einzigartig. In westlichen Ländern scheint der Eingriff von unqualifizierten Arbeitskräften bei Operationen undenkbar, in Machame bekommt man als Volontär die Möglichkeit und das Privileg, diese Erfahrungen machen zu dürfen.

Neben den spannenden Eingriffen, gibt es allerdings auch andere Arbeitstage. Stundenlanges Falten von Tupfern oder das Sortieren und Sterilisieren von Operationsbesteck sind anstrengend langweilige Aufgaben, gehören aber auch zum Arbeitsalltag.

Die Lebensumstände sind als Volontär in Machame sehr erträglich. Am Fuße des Kilimandscharos blüht die Natur im Dschungel. Lange Wandertouren dienen der Abwechslung im Alltag. Man kommt schnell mit Menschen aus allen möglichen Gesellschaftsbeirichen in Kontakt. Ich war sehr gut befreundet mit Arbeitskollegen, Kiosk-Besitzern, Studenten des Krankenhauses, Nachbarn und anderen Volontären.



Ausflüge zu fantastischen Seen oder Nationalparks geben Einblicke in die Wildnis dieses faszinierenden Landes. Das Leben als Weißer ist dort nicht immer einfach, doch schon mit einigen Brocken Kiswahili stehen einem die Einheimischen sehr offen gegenüber. Schon nach wenigen Wochen sind die Basiskenntnisse zum Überleben gelernt: Handeln auf dem Markt, die Mentalität von Busfahrern oder Verkäufern auf der Straße, wann darf man „ja“ und wann muss man lieber „nein“ sagen,

Rückblickend war mein Auslandsaufenthalt in Tansania, die wohl bisher spannendste Erfahrung meines Lebens und hat mich in meinem Leben einen großen Schritt weiter gebracht. Noch heute wünsche ich mir oft, einfach wieder zurückzukehren und in Machame weiterzuleben. Vielleicht wird dieser Traum irgendwann noch einmal weitergehen.

Danke an die Stiftung Ökumenisches Lernen für die Chance, diese einzigartige Erfahrung machen dürfen.

Justus

2014/15: Samuel in Japan – „Cowboy auf Japanisch“

Samuel Böhm-González war als Stipendiat mit der Stiftung für ein Jahr in Japan. Er half zeitweise in einer Einrichtung für Suchtkranke in Osaka, den Rest der Zeit arbeitete er auf einer Farm in der Nähe von Fukuroi, wo Kinder aus schwierigen Verhältnissen bei der Arbeit mit Tieren eigenverantwortliches Handeln erlernen, um eines Tages zurück in den normalen Alltag finden zu können. Über den Alltag auf der Farm schrieb er in einem Brief an die Stiftung:

Da das Büro gleich geschlossen wird, halte ich mich kurz: Es geht mir sehr gut hier! Ich halte diesen Ort für sehr geeignet für einen Freiwilligendienst. Ich sage, es ist der perfekte Ausgleich zwischen geistiger Arbeit (Arbeit mit Kindern und Japanisch anwenden) und natürlich der körperlichen Arbeit (auf der Farm, spielen mit den Kindern). Ihr werdet es kaum glauben können, aber wenn ich sinnhafte Aufgaben bekomme, stehe ich selbst um 5:30 Uhr morgens gutgelaunt auf. Und zwar jeden Tag. Dann gehe ich zu einem der Häuser der Kinder und helfe beim Aufwachen, Frühstück Vorbereiten, Putzen, Austeilen, Staubsaugen und Boden Wischen. Danach spiele ich meistens mit den Kindern, bis diese (unter der Woche) nach und nach zur Schule oder Kindertagesstätte abpilgern. Wenn ich bei den Kleinsten bin, helfe ich sogar dabei ihre Zähne zu putzen. Wenn die Kinder weg sind, wird noch einmal „richtig“ geputzt. Das mache ich zusammen mit den Erziehern, die offenbar sehr froh darüber sind, zusätzliche Hilfe zu erhalten. Dann wird abgewaschen, abgetrocknet, Kinderzimmer aufgeräumt, Betten gemacht, Wäsche auf- und abgehängt, so dies und jenes. Danach habe



ich gute zwei Stunden Freizeit bis zum Mittagessen. Ich esse zusammen mit den Sozialarbeitern und Erziehern neben dem Office. Dabei haben sich schon viele interessante Gespräche ergeben und ich fühle, dass beide Seiten viel voneinander lernen und profitieren. So hatte ich mir das vorgestellt. Mein Japanisch ist auch sehr viel schneller sehr viel besser geworden. Dadurch, dass ich selber kein Internet habe, widme ich in meinen kürzeren Freizeiten sinnvollen Dingen meine Zeit, etwa lesen oder Kanji (japanische Schriftzeichen) lernen. Oder japanisches TV gucken. Nach dem Mittagessen werfe ich mich in die Arbeitskleidung und radele mit dem gestellten Fahrrad zur Farm. Da arbeite ich zusammen mit anderen Angestellten, aber auch mit den Jugendlichen aus Problemfamilien. Konkret heißt das: Stall sauber machen, Futter verteilen, Gras schneiden, Wege oder Felder freischaufeln, Heuballen transportieren, Kühe melken, Glasbehälter für Milch und Joghurt putzen und aufbereiten, Kühe treiben, Schafe treiben, Lämmer und Kälber mit Milchflaschen füttern, Bambus oder Gemüse anbauen, also echt alles mögliche, und ich bin erstaunt, dass es jeden Tag so viel zu tun gibt, aber es ist genau das, was ich brauche. Eine sinnvolle



Aufgabe und Funktion. Es macht wirklich sehr viel Spaß und hat eher den Charakter von einem Abenteuerurlaub mit ein paar Pflichten. Die Arbeit auf der Farm endet so um 18:00 Uhr, dann radele ich zurück zum Makiba no ie, dem Hauptgebäude, an dem auch meine eigene kleine Wohnung liegt, ziehe mich um und gehe zu den Kindern Abendessen. Auch da helfe ich überall, wo es geht, mit Tisch anrichten, kochen, abspülen, Boden sauber machen und was sonst noch zu tun ist. Danach bleibe ich oft noch etwas länger, plaudere mit den Erziehern, gucke Fernsehen mit den Kindern, rede mit ihnen, bringe ihnen Schach oder einigen sogar etwas Beatboxen bei. Und natürlich immer ein wenig Deutsch. Mein Zeitplan ist so gestaltet, dass ich jeden Tag und zu jeder Mahlzeit von Haus zu Haus rotiere, wodurch mich inzwischen alle Kinder und Arbeitende ganz gut kennen.

An meinen freien Tagen schlafe ich aus (Nein, nicht bis 15:00 Uhr) und frühstücke gemütlich Cornflakes, beim japanischen Frühstücksfernsehen. Dann mache ich mich fertig und erkunde die Gegend um Fukuroi, der kleinen Stadt in der Nähe. Dann gehe ich auch etwas Einkaufen im Supermarkt oder 7Eleven, die ca. 15 Minuten mit dem Rad entfernt sind. Der Weg ist immer eine schöne Tour durch Tee- und Reisfelder und manchmal denke ich mir: Japanischer kann es nicht werden! Ab und zu fahre ich auch kreuz und quer durch die Berg- und Waldstraßen, allerdings nur tagsüber, da nachts die Wildschweine umherziehen. Die Fukuroi gegenüberliegende Himmelsrichtung habe ich noch nicht erkundet, habe aber gehört, dass es dort nichts geben soll. Nur Teefelder und Wald,



also endlich eine perfekte Gelegenheit zum Joggen. Wenn ich keine Lust habe auf Umherziehen, gehe ich einfach raus und werde sofort von den Kindern umzingelt, die mit mir alles mögliche spielen wollen.

Ich bin ganz froh im Frühsommer hier zu sein, denn alles blüht, es wird warm, die Leute sind jung und gesund und es weht ab und zu eine frische Brise, die meine immer länger werdenden Haare durcheinander bringt.

So, jetzt fällt mir erst mal nichts mehr ein zum Leben hier, außer, dass dieser Ort einer ist, an dem ich gerne bin.

Euer Samuel



2015/16: Rebecca und Theda in England

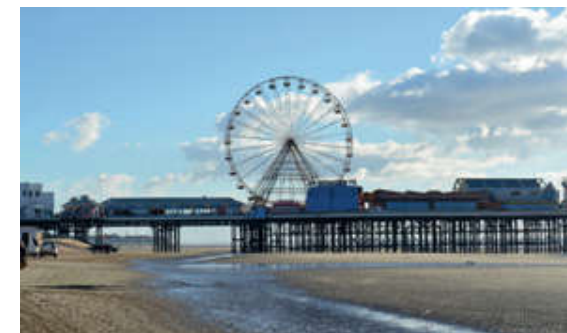
Das englische Partnerprojekt mit der Stiftung befindet sich in Blackpool, das im Nordwesten von England direkt an der Küste liegt. Blackpool legt seinen Fokus auf den Tourismus und liegt sehr nah an Liverpool und Manchester. Die Stadt selbst hat zwei Seiten. Touristische Attraktionen wie Sealife, Madame Tussauds, ein großer Freizeitpark und jahrmärktähnliches Treiben auf den drei Piers, die von Blackpool aus ins Meer hinein ragen, aber eben auch Obdachlosigkeit, Armut und Drogenmissbrauch.

Das Partnerprojekt der Stiftung heißt „Streetlife“, und ist eine Charity, die sich um obdachlose Jugendliche kümmert. Streetlife setzt sich dabei aus zwei verschiedenen Einrichtungen zusammen, der „Base“ und dem „Shelter“.

Die Base ist das Tagescenter, hier können die Jugendlichen in den sog. „Appointments“ Beratung und Hilfestellung bei Dingen wie der Wohnungssuche, Jobsuche, Drogenproblemen und dem Beantragen von Sozialleistungen bekommen. Darüber hinaus können die Jugendlichen in den „Drop-in“ kommen, einem Freizeittreff am Nachmittag, in dem sie sich unterhalten, Pool spielen, die Computer benutzen, duschen und eine warme Mahlzeit bekommen können.

Der Shelter ist die Einrichtung, die abends ab 19 Uhr bis morgens um 9 Uhr geöffnet ist. Er bietet bis zu 8 Jugendlichen pro Nacht ein Bett in einem eigenen kleinen Raum. Sie können eine warme Mahlzeit am Abend bekommen und ein kaltes Frühstück am Morgen, außerdem stehen ein Computer und ein Fernseher zur freien Nutzung zur Verfügung.

Unsere Arbeit hier besteht darin, in Nachtschichten den Shelter und die dort übernachtenden Jugendlichen zu betreuen, aber auch in der Base an der Re-



zeption zu sitzen und im Drop-in auszuweichen. Je nach Jahreszeit und Bedarf kommen noch weitere Aufgaben dazu.

Dabei sind wir im Shelter immer zu zweit mit einer oder einem anderen internationalen Freiwilligen. Im Tagescenter arbeiten wir mit den Sozialarbeitern und anderen Freiwilligen zusammen.

Man merkt, Streetlife stützt sich sehr auf die Hilfe von freiwilligen Helfern, den „volunteers“.

Da gibt es zum Einen die „local volunteers“ aus Blackpool und Umgebung die in der Regel einmal die Woche ein paar Stunden aushelfen aber eben auch die internationalen Freiwilligen, genannt „Youth Worker“ – uns.

Die Youth Worker kommen aus den verschiedensten Ecken der Welt, darunter Ghana, Australien, Neuseeland, Irland, Spanien und Deutschland und leben zusammen in einem von Streetlife angemieteten Haus als WG. Meistens verbringen um die 5 Youth Worker ihr Freiwilligenjahr hier und arbeiten für Streetlife.

Wir beide sind jetzt seit ein paar Monaten hier und fühlen uns sehr wohl. Dabei merken wir wohl, dass wir uns in einem anderen Land befinden: Es gibt vieles, womit England uns überrascht hat und gerade Blackpool ist eine besondere Stadt mit eigener Atmosphäre. Ein paar Monate haben wir hier noch und wir planen das Beste daraus zu machen!

von Rebecca und Theda



2015/16: Deborah in Frankreich – Bienvenue en France



Hallo liebe Leute :)

Drei Wochen sind jetzt schon vergangen seit ich mich von zu Hause aufgemacht habe, um mein 10 monatiges Frankreich-Abenteuer anzutreten. Zuerst habe ich zwei Wochen im Elsass in der kleinen Stadt Niederbronn-les-Bains verbracht. Dort hatte ich ein Seminar, das vom ICE (Initiative Chrétienne pour l'Europe) ausgerichtet wurde. Das ist die französische Organisation, an die mich die Stiftung Ökumenisches Lernen vermittelt hat. Gemeinsam mit 45 anderen Freiwilligen aus Deutschland, Ungarn, Griechenland, Italien, Spanien, Finnland und Frankreich habe ich dort gaanz viele Infos bekommen über das kommende Jahr, was man beachten muss und wie man sich als Freiwilliger zu verhalten hat. In der zweiten Woche hatten wir dann einen Sprachkurs, damit wir

nicht so ganz aufgeschmissen sind, wenn wir in unseren Einrichtungen ankommen. :) Wir hatten sehr viel Spaß zusammen in diesen zwei Wochen. Ich konnte viele neue Kontakte knüpfen und die einen oder anderen aus dieser Gruppe werde ich bestimmt mal in ihrer Einsatzstelle besuchen im Laufe des Jahres.

Aus Niederbronn hat mich meine Familie dann abgeholt und nach einem Zwischenstopp bei Verwandten und einer Nacht in der wunderschönen Stadt Dijon steuerten wir dann endlich die Kleinstadt Hauterives (südlich von Lyon) an. Hier im sehr ländlich gelegenen Hauterives wohne und arbeite ich jetzt in der „Arche de la Vallée“. Eine „Arche“ ist eine Gemeinschaft, wo Menschen mit und ohne geistige Behinderung gemeinsam in einer Art WG leben. Die Arche de



la Vallée hat insgesamt 5 solcher WGs, die hier Foyers genannt werden.

Ich wohne im Foyer de la Braise gemeinsam mit 7 geistig Behinderten, 2 Mitarbeitern und einem weiteren Volontaire.

Ein normaler Tag im Foyer sieht folgendermaßen aus: Um 8 Uhr frühstücken wir alle gemeinsam. Danach gehen die Personnes d'accueil (so werden hier die geistig Behinderten genannt) in verschiedene Ateliers auf dem Gelände, wo sie den Tag über arbeiten. Es gibt ein Atelier für die Gartenarbeit, ein Atelier für künstlerische Arbeiten (Töpfern, malen etc.), ein Kochatelier und ein Atelier für diejenigen, die schon älter oder relativ schwach sind und nicht wirklich arbeiten können. Während die Personnes d'accueil im Atelier sind, machen wir hier den Haushalt im Foyer (putzen, Wäsche waschen, kochen usw.). Von 14 bis 17 Uhr hab ich dann immer Pause und Zeit für mich, bevor die Personnes d'accueil wieder zurück ins Foyer kommen. Am Abend kocht immer ein Mitarbeiter oder Volontaire mit einer Personne d'accueil und nach dem Abendessen gucken wir meistens alle gemeinsam noch ein bisschen Fernsehen.

Am Wochenende sehen die Tage ein bisschen anders aus, weil die Personnes d'accueil den ganzen Tag im Foyer sind. Dann stehen gemeinsame Aktivitäten wie Einkaufen oder ein Spaziergang an.

Die Behinderungen der Personnes d'accueil in unserem Foyer sind sehr unterschiedlich ausgeprägt. Einige sind sehr selbständig und brauchen kaum Unterstützung im Alltag. Andere brauchen ein „Accompagnement“, also Hilfe bei Körperpflege, Anziehen etc.

Seit gestern bin ich auch mit zuständig für das „Accompagnement“ einer Frau, die nicht sprechen kann, aber alles versteht, was man ihr sagt.

Abends falle ich meistens ziemlich erschöpft von den vielen neuen Eindrücken ins Bett.

Insgesamt ist mein Tagesablauf relativ entspannt und hier sind alle sehr nett und freundlich, sodass ich mich schon ganz gut eingelebt habe. Nach einer Woche hier in der Arche de la Vallée kann ich schon sagen, dass mir die Arbeit und der Alltag hier im Foyer viel Spaß machen. Was manchmal noch etwas schwierig ist, ist die Verständigung, vor allem mit den Personnes d'accueil, aber ich denke das wird im Laufe der Zeit noch besser werden.

Ich bin gespannt, was mich in den nächsten Wochen noch so erwarten wird.

Liebe Grüße eure Deborah :)

Blog: <http://deborahenfrance.blogspot.fr/>



2015: Michael in Kiryat Tivon – ein Austausch für die Zukunft



Zwei Freiwillige aus der Region verbringen künftig ein Jahr in Kiryat Tivon

Hebräisch, Arabisch, die israelische Kulinarik, das gemeinsame Essen am Sabbat, die verstärkten Sicherheitskontrollen vor dem Flug und das Wetter – das alles war neu für mich als ich an einem Mittwoch Anfang Januar 2015 nach Israel, genauer in Braunschweigs Partnerstadt Kiryat Tivon, kam.

An diesem Mittwoch im Januar hat es geregnet. Es hat sehr stark geregnet, der Winter 2015 sei ungewöhnlich regenreich gewesen, wurde mir berichtet. Für Israelis übrigens auch eine gute Nachricht, da die heißen Sommermonate nicht lange auf sich warten lassen und alles gelb werden lassen. Für viele ist Ausflugsziel, besonders gemeinsam mit den Kindern.

Aus dem eisigen Deutschland ins sechs Grad „warme“ Israel, wie bin ich dort hingekommen? – Seit nun fast 20 Jahren bietet die Stiftung jungen Schülern die Möglichkeit, an einem mehrjährigen Stiftungsprogramm teilzunehmen, das am Ende für die Stipendiaten einen Aufenthalt als Freiwilliger in den Partnerkirchen und -projekten vorsieht. Während dieser Zeit im Ausland findet ein kultureller Austausch statt, eine Offenheit zur neuen Kultur, die ein weltweites, sozusagen ein ökumenisches Lernen ermöglicht. Fördern möchte die Stiftung auch den kulturellen Austausch mit Braunschweigs Partnerstadt in Israel, Kiryat Tivon, und so begannen die Planungen für neue Partnerschaften.

„Achat, staim, shalosh, ...“, der erste Volontär aus Braunschweig steht im Garten des jüdisch-arabischen Waldorf-Kindergartens „Ein Bustan“ in dem kleinen arabischen Dorf Hilf nahe der Partnerstadt und zählt beim international beliebten Spiel „Fangen“ auf Hebräisch bis zehn. Der erste Volontär aus Braunschweig, das war ich. Als Quereinsteiger in der Stiftung durfte ich die neue Stelle und zugleich auch die Herausforderungen bis zum obigen Moment in Israel erleben. Zurück nach Israel: Die Kinder haben mir beigebracht, bis zehn zu zählen, auf Hebräisch und Arabisch. Denn „Ein Bustan“ ist ein bilingualer Kindergarten. Man könnte es als eine Art „Pionierprojekt“ bezeichnen, ein bisher seltenes und neues Konzept, jüdische und arabische Kinder besuchen gemeinsam einen Kindergarten, in dem jüdische und arabische Erzieher arbeiten. Die Idee des Gründers ist es, durch das gemeinsame Aufwachen, Vorurteilen vorzubeugen und die andere Kultur früh kennenzulernen. Die nun etwa 30 Familien des Kindergarten und der neu gegründeten Krippe ermöglichen es, dass sich eine Gemeinschaft um „Ein Bustan“ bildet,



die aus aktiven Eltern, Ehemaligen und natürlich Kindern besteht und sich zum Beispiel bei gemeinsamen Festen besser kennenlernt – ein Austausch ist entstanden, ein gemeinsames Leben und Lernen voneinander und miteinander.

Der Kindergarten besteht aus den Innenräumen im Erdgeschoss eines Hauses, das einen Speiseraum, einen großen Raum zum Spielen, Basteln, Malen und für Wollarbeiten sowie eine eigene Küche bietet. Es wird täglich frisch und selbst vor Ort gekocht: Kuskus mit Gemüsesuppe, selbstgebackenes Brot – die Kinder stellen den Teig gemeinsam mit den Erzieherinnen her –, natürlich die weltweit insbesondere bei Kindern beliebten Nudeln mit Tomatensoße und am Freitag Haferflocken mit Obstsalat anlässlich der kleinen Sabbat-Feier im Kindergarten gehören zum festen Speiseplan.

Haferflocken? Das kennt man eigentlich von der Großmutter hier in Deutschland. Die israelische Kulinarik ist von so viel unterschiedlichen Einflüssen geprägt, die weit über Europa hinausgehen, weil die jüdische Bevölkerungsmehrheit oder deren Vorfahren aus zahlreichen Gegenden der Welt stammen. Mit dem Essen kommt man vom ersten Tag in Kontakt und es ist ein Beispiel, wenn auch ein einfaches, für den kulturellen Austausch und daraus resultierende Gemeinsamkeiten. Das Wochenende beginnt mit dem Empfang des Sabbats am Freitag. Ich habe im Kibbutz Alonim nahe Kiryat Tivon gelebt, mitten im Eichenwald gelegen. Nur ein paar Minuten Fußweg entfernt wohnt eine Familie aus dem Kindergarten, die mich sehr unterstützt hat – ein sehr besonderer kultureller Austausch! Die Gegend um die Partnerstadt und diese selbst konnte ich vor allem dank des

Partnerschaftskomitees erkunden, das mit mir viele Ausflüge zu interessanten Zielen unternommen hat.

In dieser Umgebung vergisst man die verstärkten Sicherheitskontrollen am Berliner Flughafen, die Soldaten, die im Bus oder Zug zur Kaserne fahren und an die man sich gewöhnt, die Bilder aus dem Fernsehen. Denn Kiryat Tivon ist ein Gegenentwurf zu den vorgefertigten Israel-Bildern. Erinnert wurde ich allein durch das Rauschen der Jets vom nahegelegenen Luftwaffenstützpunkt. In Kiryat Tivon verbringt gerade unsere Stipendiatin Clara Savinsky ihren Freiwilligendienst im „Kfar Tikva“, frei übersetzt dem „Dorf der Hoffnung“, einer Einrichtung für Behinderte. Jan Ammermann erlebt die arabische Gemeinde der Erlöserkirche in Ost-Jerusalem. Beide Artikel sind in diesem Buch zu finden und sicherlich empfehlenswert! Es bleibt zu hoffen, dass wir die letzten bürokratischen Herausforderungen auch noch bewältigen, damit in der nächsten Ausgabe dieses Buchs am besten mehrere Artikel von Stipendiaten und Stipendiatinnen zu lesen sind, die ein Jahr bei Ein Bustan verbringen durften.

Die große Gastfreundlichkeit, Offenheit und Warmherzigkeit ist für mich besonders an den Wochenenden spürbar gewesen, wenn ich an jedem Freitagabend von einer Familie aus dem Kindergarten zum Sabbatabend eingeladen wurde, dem Abend, wo sich meist die gesamte Familie trifft – eine schöne Möglichkeit zum Erkunden der neuen Kultur. Am Samstag bekam ich ebenfalls von den arabischen Familien einen Einblick in ihre Lebenswelt und ihren gastfreundlichen kulinarischen Künsten. Überraschend waren die kulturellen Gemeinsamkeiten zwischen jüdischen und arabischen Familien.

Michael Brandt

Info

weitere Infos unter:
www.mbaktuell.wordpress.com

mbaktuell auch bei Facebook:
<https://www.facebook.com/mbaktuell>
Stiftung Ökumenisches Lernen:
<http://www.oekumenisches-lernen.de/>
Jüdisch-arabischer Waldorf Kindergarten Ein Bustan: <http://ein-bustan.org/>

2015/16: Clara in Kiryat Tivon – Kfar Tikva – das Dorf der Hoffnung

Shalom!

Mein Name ist Clara Savinsky, ich bin 19 Jahre alt und lebe als Stipendiatin der Stiftung für ein Jahr in Israel. Meine Einsatzstelle ist Kfar Tikva, ein Dorf für Menschen mit Behinderungen im Norden Israels.

In der Dorfgemeinschaft in der Nähe der Hafenstadt Haifa leben 250 Bewohner mit körperlichen, geistigen und seelischen Einschränkungen.

Vor über 50 Jahren wurde Kfar Tikva von Dr. Siegfried Hirsch ins Leben gerufen und mit Hilfe zahlreicher deutscher Volontäre aufgebaut. Seitdem gibt es jährlich Freiwillige, die den Alltag unterstützen und mitgestalten.

Ein Grundsatz des Dorfes ist es, den Bewohnern ein Zuhause zu schaffen, in dem sie als selbständige Menschen entsprechend ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten leben können.

Zurzeit sind wir eine große Gruppe von 12 deutschen Volontären und 9 israelischen Freiwilligen, die vor dem Militärdienst einen einjährigen Dienst absolvieren.

Für das Kfar sind die jungen Erwachsenen sehr wichtig. Die Freiwilligen bekommen einen anderen Bezug zu den einzelnen Bewohnern und gestalten die Freizeit im Kfar mit ihren Ideen jedes Jahr neu.

Am Vormittag öffnen Workshops, in denen die Bewohner in Gruppen handwerklichen Arbeiten nachgehen. Dazu gehören zum Beispiel der Garten, eine Filz- und Holzwerkstatt, die Pinat Chai – eine kleine Tierfarm-, eine Kerzenwerkstatt, ein Gemüsegarten und die Keramik.

Ich selbst arbeite in einer Bäckerei. Der Workshop, der erst seit letztem Jahr existiert, backt täglich Kekse und Kuchen für den eigenen Verzehr im Kfar. Die Köstlichkeiten werden für Geburtstage genutzt, einmal in der Woche in den einzelnen Workshops verteilt, für den Nachschick im Chadar Ochel (Speisesaal) gebacken und zweimal in der Woche öffnet ein kleines Café. Außerdem gibt es für alle Mitarbeiter die Möglichkeit, für nur ein paar Schekel Kekse oder Ku-

chen zu bestellen. Die Leiterin, eine der israelischen Freiwilligen und ich bereiten die Bewohner mit der Arbeit darauf vor, eines Tages außerhalb des Dorfes arbeiten zu können.

Zu meinen Aufgaben gehören außerdem kleine Bring- und Duschjobs, die morgens vor dem Workshop oder am Nachmittag gemacht werden. Ebenfalls Begleitungen bei Arztbesuchen der Bewohner zählen dazu.

Einmal in der Woche biete ich auf einer internen selbstgebauten Bahn „Bowling“ an und mache mit zwei der israelischen Freiwilligen eine Kunst- und Bastelstunde.



Die Einzelbetreuung von drei Bewohnern ist ein sehr individueller und intensiver Teil meiner Arbeit. Ich bin mit ausgewählten Bewohnern näher in Kontakt getreten, verbringe mit ihnen Zeit und arbeite an verschiedenen Zielen. Hier ist Kreativität, aber auch Geduld und Spaß gefragt.

Um sich im Kfar gut verständigen zu können, wird ein Hebräisch-Kurs angeboten. Er gibt mir einen Rahmen, die Wörter, die ich im Alltag aufschreibe, zu ordnen und die Kommunikation mit Bewohnern, Mitarbeitern und Freunden erheblich zu erleichtern.

Im Kfar sind muslimische, jüdische und christliche Arbeiter gemeinsam beschäftigt, was in Israel kein Regelfall ist. So bekomme ich neben den jüdischen Traditionen, auch einen Einblick in die arabische Kultur.

Den Freitagabend verbringe ich gerne bei einer freundlichen Familie aus Tivon. Herzlich werde ich empfangen mit der gesamten Großfamilie bei der Kiddush dabei zu sein. Der Shabbat, der Ruhetag im Judentum, wird bei gläubigen Familien mit einem großen Essen mit Segnung von Brot und Wein begonnen.

Ich selbst lebe nicht im Kfar, sondern habe mit weiteren Volontären eine kleine, aber sehr feine Wohnung

im angrenzenden Kiryat Tivon. Die Partnerstadt Braunschweigs bietet alles, was man für den Alltag braucht. Hier habe ich sogar einen Chor gefunden, mit dem ich einmal in der Woche probe und bereits ein Konzert gegeben habe.

An Wochenenden erkunde ich oft das Land, was durch die überschaubare Größe recht einfach ist. Beindruckend finde ich dabei die Vielfalt Israels. Von der Negev-Wüste im Süden reicht es bis zum Herman mit Schneekuppe ganz im Norden im libanesisch-syrischen Grenzgebiet.

Gerne bin ich bei einer Freundin in ihrem Kibbuz an der Grenze zum Libanon oder fahre nach Jerusalem und in die Westbank, wo man nur durch wenige Meter getrennt, in einer anderen Welt steht.

Im Moment kann ich mir gar nicht vorstellen, mein mittlerweile gewohntes Leben hier in Israel in zwei Monaten zu verlassen. Ich bin sehr glücklich in meinem Projekt, habe viele interessante Menschen kennen gelernt und eine Menge Erfahrungen gemacht.

Es gibt keine Probleme, es gibt nur Herausforderungen!

Clara Savinsky



2015/16: Jan in Jerusalem – zwei Länder in einer Stadt erleben

2015 hat die Stiftung das zweite Mal einen Stipendiaten nach Jerusalem entsendet. Im Herzen Jerusalems, der Altstadt, befindet sich die Erlöserkirche, zu der eine junge Partnerschaft besteht. Mir wurde die Möglichkeit eröffnet, in dieser interessanten Stadt zu arbeiten.

Unzählige interessante Erfahrungen und Eindrücke kann man in Jerusalem sammeln. Zwischen dem ruhigen Gesang einiger Mönche und lautstarkem Konflikt oder der Nächstenliebe der Menschen untereinander und Gewalt liegen oft nur Augenblicke oder wenige Meter. Man kann nicht nur ein Land erleben, sondern in einer Stadt die Menschen, Kulturen, Nahrungsmittel und Probleme von zwei Ländern, Palästina und Israel, kennenlernen.

In den ersten Monaten fühlte ich mich nicht wohl. Das ist sicherlich normal, wenn man sich in einem fremden Land zurechtfinden muss. Man weiß noch nicht, wo man verschiedene Dinge einkaufen kann, kennt niemanden und versucht die kulturellen Fettnäpfchen so gut wie möglich zu umgehen. Nachdem ich erst zwei Wochen im Land war, verschlechterte sich die Stimmung zwischen Palästinensern und Israelis, in der Folge kam es zu Attentaten und Krawallen. Dieser Konflikt gehört genauso untrennbar zu Jerusalem wie Pilger, die in ihrem Enthusiasmus keine Rücksicht mehr auf ihre Umwelt nehmen. Zum Beispiel sieht man noch nach Monaten die Verbrennung, die ich mir während der Holy Fire Ceremony



zugezogen habe, weil die einzige Priorität der Pilger auf dem Feuer lag anstatt auf der Sicherheit.

Im Kontrast dazu begegnete mir viel Herzlichkeit. Wenn ein Muslim während des Ramadan zum Fastenbrechen nicht zu Hause sein kann, wird ihm mancherorts zum Beispiel eine Tüte mit Verpflegung ins Auto gereicht, sodass er nicht noch länger Hunger oder Durst leiden muss. Sieht man hilfsbedürftig aus, wird man schnell angesprochen, man wird oft eingeladen und bekommt viel geschenkt.

Da in Jerusalem Israelis und Palästinenser wohnen, ist das Leben von den Religionen geprägt. Somit kann man die Feiertage und die Bräuche der drei hier vertretenen Weltreligionen so kompakt wie nirgendwo anders erleben.

Jan Ammermann



Zu Gast in Braunschweig

Besuch aus Beit Jala

Palästinensische Schüler und Schülerinnen der Tali-tha-Kumi-Schule aus Beit Jala, einem Ort in der Nähe von Bethlehem, besuchten 2006 auf Einladung der Stiftung Braunschweig.



Im Herbst 2012 besuchten der Chor aus Windhuk in Namibia die Stiftung in Timmerlah.



Aus Namibia und nach Namibia

Hier sind zu sehen Solveig Marris, die just nach einem halben Jahr aus Namibia zurückgekommen ist; Elizabeth Kuwa, aus Namibia, die im Rahmen des Reverse-Pro-gramms der Stiftung ein halbes Jahr hier in Braunschweig gelebt hat und im Geschwister-Sperling-Kindergarten der Wichern-Gemeinde im Kanzlerfeld im Namen der Stiftung ein halbes Soziales Jahr absolvierte und bei Familie Buhrmann in Lehn-dorf wohnte; deshalb daneben Ulrike Buhrmann, Stipendiatin der Stiftung, die im August für ein Jahr im Rahmen des Stipendiums nach Belem in Brasilien gehen möchte und schließlich Franziska Fries aus Geitelde, die als Stipendiatin der Stiftung im September für ein halbes Jahr nach Namibia gehen will.

*Frank Senftleben
aus dem Gemeindebrief der Kirchengemeinden
Timmerlah und Sonnenberg, Heft 1/2012*



Deutschland erleben und kennenlernen – ein Jahr in Braunschweig



Ein Freiwilliges Soziales Jahr. Ich hatte noch nie davon gehört, aber ich war von der Idee voll und ganz begeistert. Wo Braunschweig liegt, würde ich noch früh genug erfahren. Je näher der Abflug rückte, desto aufgeregter wurde ich. Für ein Praktikum in einem Kindergarten zurück nach Deutschland, wo ich als Kind gelebt habe. Ich hatte aber auch meine Bedenken. Was würde von mir erwartet werden? Wie sollte ich mit den Kindern umgehen? Wie würde das Leben mit den Gastfamilien sein?

Ich hatte das Glück, gleich zwei Gastfamilien zu haben. Die eine wohnte direkt gegenüber vom Geschwister-Sperling-Kindergarten, wo ich von März bis August 2008 mein Praktikum absolvierte. Die andere lebte ein bisschen weiter weg: eine Chance für mich, mal wieder Fahrrad zu fahren – etwas, dass ich in Tansania nie gemacht hatte. Die Familien und ich kannten uns vorher nicht und wir hatten nicht einmal miteinander telefoniert. Aber ich wurde von beiden wie eine Tochter aufgenommen und fühlte mich sofort wie ein Teil der Familie. Zum Glück gab es in beiden Häusern Kinder in meinem Alter. Ausflüge, Ausgehen in Braunschweig und der Abiball von einem meiner Gastbrüder standen somit auf meinem Programm. Ich bin den Familien heute noch dankbar für die wunderschöne Zeit, die ich mit ihnen erleben durfte.

Im Kindergarten habe ich mich schnell eingelebt. Meine anfänglichen Sorgen verfliegen rasch. Ich hatte die besten Kollegen, die man sich vorstellen kann!

Mein Tag im Kindergarten begann um 8 Uhr morgens und endete um 4 Uhr nachmittags. Jeder Tag verging wie im Flug – Kinder in Empfang nehmen, gemeinsames Frühstück, Morgenrunde mit Gesang, spielen, vorlesen, bauen, basteln, Mittagessen, Mittagspause und draußen toben.

Ich wusste nie, was mich erwartet und so kam nie Langeweile auf. Während meiner Zeit in Braunschweig habe ich viel über Kinder gelernt und auch viel über mich. Ich hoffe, dass ich den Kindern etwas mitgeben konnte. Ich denke manchmal noch an sie und frage mich, wie sie heute wohl aussehen und wie es ihnen geht.

Zu den Höhenpunkten meines Aufenthaltes gehörte die „Afrika-Woche“, bei der ich jeden Tag in einer anderen Gruppe war und über meine Heimat Tansania



erzählte. Die Kinder waren sehr interessiert und stellten viele Fragen. Um die Frage „Was isst man bei euch?“ zu beantworten, stellten wir ein tansanisches Buffet zusammen. Ich besorgte von meiner Mutter Rezepte und kochte mit den Kindern und Kollegen. Leider hatte ich keines der Gerichte jemals zuvor gekocht und so war ich mit dem Ergebnis nicht ganz zufrieden. Aber das Essen kam trotzdem gut an!

Neben dem Leben im Kindergarten gab es noch Veranstaltungen von der Stiftung. Besonders spannend fand ich das Auswahlverfahren für neue Stipendiaten – zu sehen, was für aufwändige Projekte sie vorbereitet hatten, wie sie sich präsentierten und was sie in ihrem Leben erreichen wollten. Mit einer Gruppe von Stipendiaten habe ich verschiedene Ausflüge unternommen. Am eindrucksvollsten war der Trip nach Hamburg, bei dem ich zum ersten Mal einen wahren Kulturschock erlebte. Wie es zu einem richtigen Hamburg-Ausflug gehört, gingen wir auf die Reeperbahn. Allerdings sollten wir an dem Abend auch die Suppenküche der Heilsarmee besuchen. Für mich war es unbegreiflich, wie es im reichen Deutsch-

land so viele Menschen geben kann, die sich weder Essen und Kleidung, noch ein Zuhause leisten können.

In meiner letzten Woche in Braunschweig organisierte die Stiftung eine Abschiedsfeier für mich. Gastfamilien, Kollegen, Freunde, Stipendiaten – alle sollten mir Wünsche für die Zukunft aufschreiben. Ich habe die grünen Zettel heute noch. Ab und zu lese ich sie durch. Auf einem steht: „Ich wünsche dir, dass du deine Pläne für die Zukunft umsetzen kannst und auf deinem Weg immer auf Menschen triffst, die dich mit Freude begleiten, sodass sich Türen und Herzen öffnen.“ Jeder Zettel ist eine Erinnerung an eine wunderbare Zeit mit wunderbaren Menschen. In den sechs Monaten in Braunschweig sind Freundschaften entstanden, die bis heute halten. Dafür bin ich Gott und der Stiftung von ganzem Herzen dankbar. Ich hoffe, dass noch viele weitere junge Menschen diese Erfahrung machen dürfen.

Elizabeth Shoo

Stiftungsleben

Benefizkonzert

An einem Sommersonntag veranstaltet die Stiftung jedes Jahr ein Benefizkonzert. Ehemalige Stipendiaten, Eltern, Freunde und die sozusagen „amtierenden“ Stipendiaten und Stipendiatinnen tragen mit zahlreichen instrumentalen, tänzerischen oder auch literarischen Beiträgen zum Konzert bei. Auch Harald Welge überrascht jedes Jahr mit einem kreativen Beitrag. Besonders an dem Konzert: Vor dem Konzert finden sich die Stipendiaten und Stipendiatinnen zu einem Spontanchor zusammen und üben in empfehlenswert freudiger Atmosphäre die Lieder für den Abend ein. Ein besonderer Dank geht für die musikalische Unterstützung in den letzten Jahren an Friedrich Riesenberg-Witte und Kathrin Sischa!





Jahresgottesdienst

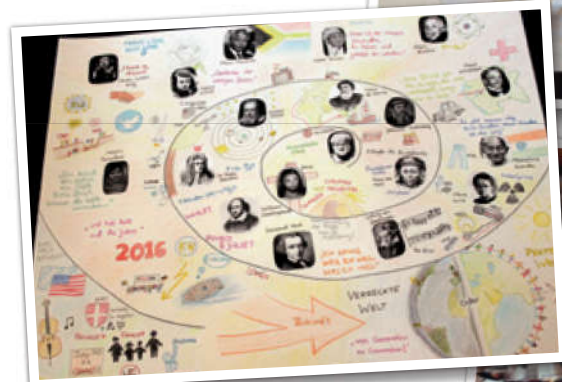
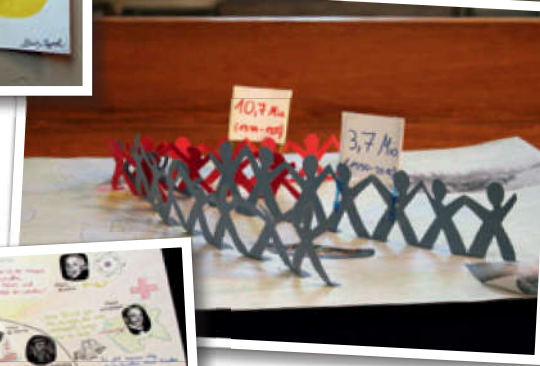
Seit mittlerweile 20 Jahren bietet die Stiftung den Stipendiaten und Stipendiatinnen die Möglichkeit, einen Freiwilligendienst in den Partnerkirchen und Partnerprojekten zu erleben. Bevor die jungen Weltenentdecker ins Ausland gehen, werden Sie im Rahmen eines Jahresgottesdienstes in St. Petri mit einem Reisesegen in die Einsatzstellen verabschiedet. Die neu aufgenommenen Stipendiaten stellen ihre Werke vor, mit denen sich sehr bei der Stiftung beworben haben und werden in der Stiftung willkommen geheißen.

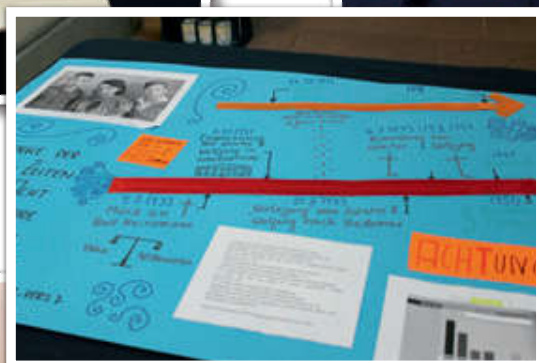
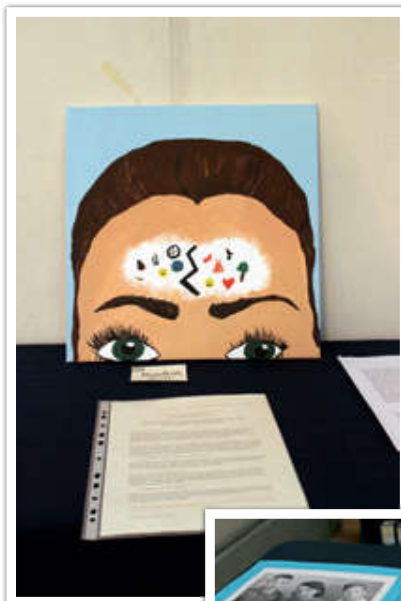






Eine Auswahl der Werke unserer Bewerber und Bewerberinnen





Zukunftsgedicht

Unklar und weit
Zwischen nüchtern und breit
Entfernt und nah
Zwischen schrecklich und wunderbar
Wir sollen was erreichen
Wollen zu den Reichen
Wir sollen mal was werden

Nicht erfolglos sterben
Aber immer klar vor Augen
Hilft uns unser Glauben
Auf ein erfolgreiches Leben
Groß ist unser Streben

Pia Spannagel

2012: Stiftungstag zum Thema Kernenergie

Der erste Termin im Jahr 2012 war der Stiftungstag zum Thema „Kernenergie“ am 7. Januar im Gemeinderaum der St. Jacobi.

Am Anfang stand ein fröhliches Wiedersehen der Stipendiaten, die sich teilweise seit mehr als einem halben Jahr nicht gesehen hatten. Bei traditioneller Käse- und Kuchenplatte, sowie bei Würstchen und Brot wurden zunächst allgemeine Termine für das folgende halbe Jahr besprochen.

Danach hielt Professor Uwe Keyser, ständiges Mitglied der alljährlichen Auswahlseminare, einen Vortrag zum Tagesthema Kernenergie. Die Idee zu diesem Thema war im Auswahlseminar des Jahrgangs XV entstanden. Beim Rollenspiel, in dem eine ökologische Stadt der Zukunft geplant werden sollte, hatten kleine Gruppen den Auftrag ein Atomkraftwerk in dieser Stadt zu bauen. Das gestaltete sich als schwierig, da gerade nach Fukushima eine generelle Stimmung gegen die „Atomkraft“ vorherrschte. Alle möglichen Vorurteile und Gerüchte um die Kern-

energie wurden gestreut, um den Bau des Kernkraftwerks zu verhindern oder genehmigt zu bekommen.

Herr Keyser, selbst Kernphysiker, wollte uns Stipendiaten über diese Gerüchte und Vorurteile, die durch die Medien weit gestreut waren, aufklären und hielt einen interessanten Vortrag über die Grundlagen der Kernphysik. Er war dabei stets darauf bedacht, nur das Wort „Kernphysik“ zu benutzen, da das Wort „Atomkraft“ physikalisch falsch sei. Keyser erklärte uns, dass die Kernenergie und der radioaktive Zerfall etwas Natürliches sei und damit ganz normal wäre. Er erklärte uns auch wie ein Kernreaktor funktioniert und wo die Vor- und Nachteile lagen.

Keyser selbst sah die momentan einzige Lösung der Energiefragen der Zukunft in der Kernenergie.

Als am Ende des Vortrages alle ein wenig erschöpft und auch gut informiert waren, konnten noch einige Fragen gestellt werden. Das Treffen ging dann am frühen Nachmittag zu Ende.

Chronik

Die Chronik von 1995 bis Mai 2003 befindet sich in der ersten Ausgabe des Stiftungsbuchs.

2003

13. Juni 2003	Vortrag von Oberkirchenrat Winfried Steen zum Thema „Kirche als NGO (Non-Government-Organization) als Teilnehmer an (UNO) Weltkonferenzen“
20. Juni 2003	Jahresgottesdienst in St. Petri
14.–26. Juli 2003	Sommerfahrt zum Jakobsweg, Jahrgänge V/VI
5.–7. September 2003	1. Ehemaligenseminar in Seesen
30. Oktober – 2. November 2003	Seminar mit Besuch bei RTL in Köln mit dem Thema „Medien zwischen Wert, Werte und Verantwortung“
15. November 2003	Stiftungstag zum Thema „Buddhismus“ in Timmerlah
29. November 2003	Bibeltag zum Thema „Segnung homosexueller Menschen in ihren Partnerschaften“

2004

29. Januar – 1. Februar 2004	Cross-Culture-Seminar in Hermannsburg
17. April 2004	Bibel-Tag
18. Juni 2004	Jahresgottesdienst in St. Petri
24.–27. Juni 2004	Klosteraufenthalt in Münsterschwarzach, Jahrgang VII
11. bis 25. Juli 2004	Sommerfahrt nach Rodowo/Polen, Jahrgänge VI/VII
18. August 2004	Stiftungs-Orientierungsgang im Harz
27.–29. August 2004	Seminar zum Thema „Umgang mit dem Tod“ in Kiel
4. September 2004	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang VI
7. Oktober 2004	Benefizkonzert von „Memorial“ in Braunschweig in Kooperation zwischen Memorial und der Stiftung Ökumenisches Lernen (Minskfahrt)
8.–10. Oktober 2004	Einführungsseminar Jahrgang VIII in Damme
13. November 2004	Bibel-Tag: Bergpredigt in Timmerlah
10. Dezember 2004	Informationsabend für alle Stipendiaten in St. Petri

2005

22. Januar 2005	Auswertung der Auslandsaufenthalte in Timmerlah
3.–6. Februar 2005	Cross-Culture Seminar in Hermannsburg
19. Februar 2005	Bibel-Tag mit Konzert in Timmerlah

17. März 2005	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
31. März – 3. April 2005	Seminar zum Thema „Die eine Welt mit vielen Welten (Weltblicke ...)“ in Hamburg, Jahrgang VII
9. April 2005	Auswahlseminar Jahrgang IX in St. Martini
20. – 22. Mai 2005	Vorbereitungsseminar für die Begegnungsfahrt nach Israel
22. Juni 2005	Jahresgottesdienst in St. Petri
14. – 17. Juli 2005	Einführungsseminar Jahrgang IX in Münsterschwarzach
18. – 30. Juli 2005	Sommerfahrt nach Israel, Jahrgänge VII/VIII
24. September 2005	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang VII
4. Oktober 2005	Benefizkonzert von „Memorial“ in Braunschweig in Kooperation zwischen Memorial und der Stiftung Ökumenisches Lernen (Minskfahrt)
6. – 9. Oktober 2005	Seminar zum Thema „Schuld“ in Berlin
2. Dezember 2005	Infoveranstaltung zur Arbeit der Stiftung in St. Martini

2006

28. – 30. Januar 2006	Lehrer-Schüler-Kongress zum Thema „Israel-Palästina“ in Kooperation mit dem Georg-Eckert Institut, der TU Braunschweig und dem Fachbereich Politologie an der Uni Magdeburg am Martino-Katharineum, Braunschweig
23. – 25. Februar 2006	Cross-Culture-Seminar in Hermannsburg, Jahrgang VII
12. Mai 2006	Auswahlseminar Jahrgang X in St. Petri
14. Juni 2006	Jahresgottesdienst in St. Petri
20. – 23. Juli 2006	Einführungsseminar Jahrgang X in Damme
21. Juli – 06. August 2006	Sommerfahrt nach Rodowo/Polen, Jahrgänge VIII/IX
9. September 2006	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang VIII
3. – 5. November 2006	Seminar Jahrgang IX mit dem Thema „Verantwortete Wissenschaft/ Genforschung“ in der Biologischen Bundesanstalt Braunschweig für Forst und Agrar
24./25. November 2006	Infoveranstaltungen zur Arbeit der Stiftung

2007

23. – 25. Februar 2007	Cross-Culture Seminar in Hermannsburg, Jahrgang VIII
9. März 2007	Stiftungsnachmittag „Evangelisch vs. Katholisch – voneinander lernen und wissen“
22. März 2007	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel

24. – 26. März 2007	Seminar „Mission“ in Hamburg, Jahrgang X
05. Mai 2007	Auswahlseminar für die Bewerber in St. Petri
21. Juni 2007	Jahresgottesdienst in St. Petri
19. – 22. Juli 2007	Einführungsseminar Jahrgang XI in Münsterschwarzach
18. – 25. August 2007	Sommerfahrt nach Taize, Jahrgänge IX/X
15. September 2007	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang IX
14. Dezember 2007	Infoveranstaltung zur Arbeit der Stiftung

2008

26. Januar 2008	Stiftungstag für alle Stipendiaten
06. März 2008	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
19. Juni 2008	Jahresgottesdienst in St. Petri
3. – 5. Juli 2008	Seminar „Interkulturelles Lernen“ in Hamburg, Jahrgang IX
4. – 18. August 2008	Sommerfahrt nach Rodowo/Polen, Jahrgang X und XI
27. September 2008	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang X
28. September 2008	Benefizkonzert der Stipendiaten in Timmerlah
10. Oktober 2008	Infoveranstaltung zur Arbeit der Stiftung
21. – 24. Oktober 2008	Einführungsseminar Jahrgang XII in Josefstal
31. Oktober 2008	Seminar „Umgang mit Schuld“ im Martino-Katharineum Podiumsdiskussion mit Prof. Dr. Mauthe (Psychater, Leiter des Landeskrankenhauses in Königsutter), Prof. Dr. Orth (Professor für systematische Theologie an der TU Braunschweig), Gerd Weisskirchen (MdB, stellv. Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses des Bundestages); Vertreter der SV des MK
08. November 2008	Auswahlgespräche für die Partnerkirchen mit Jahrgang X

2009

10. Januar 2009	Stiftungstag für alle Stipendiaten in St. Petri
7. Februar 2009	Auswahlseminar Jahrgang XIII in St. Petri
März 2009	Cross-Culture Seminar mit Jahrgang X
19. März 2009	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
16. – 19. April 2009	Einführungsseminar Jahrgang XIII in Münsterschwarzach
9. Juni 2009	Jahresgottesdienst in St. Petri
12. – 14. Juni 2009	Seminar zum Thema „Umgang mit Schuld“ in Berlin, Jahrgang XII

25. Juni bis 10. Juli 2009	Sommerfahrt nach Taizé, Jahrgänge XI und XII
5. September 2009	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang XI
18.–20. September 2009	Ehemaligenseminar zum Thema „Toleranz“ in Seesen
18./26. September 2009	Infoveranstaltungen zur Arbeit der Stiftung
31. Oktober 2009	Auswahlgespräche für die Partnerkirchen mit Jahrgang XI
07. November 2009	Stiftungstag für alle Stipendiaten in Timmerlah
20. November 2009	Infoveranstaltung zur Arbeit der Stiftung

2010

9. Januar 2010	Stiftungstag für alle Stipendiaten in St. Jakobi
11. März 2010	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
15.–18. April 2010	Seminar „Der und das Fremde“ in Hamburg, Jahrgang XIII
20. Mai 2010	Infoveranstaltung zum Auslandsjahr für Jahrgang XI in Timmerlah
31. Mai – 2. Juni 2010	Cross-Culture Seminar in Helmstedt, Jahrgang XI
4.–6. Juni 2010	Einführungsseminar Jahrgang XIV in Huysburg
8. Juni 2010	Jahresgottesdienst in St. Petri
24. Juni – 10. Juli 2010	Begegnungsfahrt, Kanufahren auf der Müritz mit Landesjugendpfarrer Martin Labuhn
21. August 2010	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang XII/XIII
29. August 2010	Benefizkonzert der Stipendiaten in Timmerlah
5. September 2010	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
10.–12. September 2010	Vorbereitungsseminar Sommerfahrt Israel/Palästina für Jahrgänge XII/XIII in Helmstedt
5.–18. Oktober 2010	Sommerfahrt nach Israel/Palästina, Jahrgänge XII/XIII
26. November 2010	Stiftungsabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel, Präsentation der Fahrt nach Israel/Palästina
10. Dezember 2010	Ehemaligentreffen in Timmerlah

2011

08. Januar 2011	Stiftungstag für alle Stipendiaten zum Thema „Abhängigkeit, Sünde und Sucht“ in St. Jakobi
19. März 2011	Theologische Werkstatt „Bibel und Glaube“ in St. Jakobi, Jahrgänge XII–XIV

1. April 2011	Stipendienabend zum Thema „Knast“ mit JVA-Seelsorgern, Jahrgänge XII–XIV
2. April 2011	Auswahlseminar Jahrgang XV in St. Martini
16.–18. Mai 2011	Cross-Culture Seminar in Helmstedt, Jahrgänge XII/XIII
27.–29. Mai 2011	Einführungsseminar Jahrgang XV in Huysburg
30. Mai 2011	Jahresgottesdienst in St. Petri
3. September 2011	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang XIV
5. September 2011	Rückkehrertreffen in Timmerlah, Auswertung der Auslandsaufenthalte
11. September 2011	Benefizkonzert der Stipendiaten in Timmerlah
21. September 2011	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
29. Oktober 2011	Werkstatt Bibel und Naturwissenschaft am Beispiel Schöpfung und Atomenergie in Timmerlah
12. November 2011	Auswahlgespräche für die Partnerkirchen, Jahrgang XIV
9. Dezember 2011	Infoveranstaltung zur Arbeit der Stiftung
27. Dezember 2011	Ehemaligentreffen in Timmerlah

2012

12. März 2012	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
16. März 2012	Stipendiennachmittag zum Thema „Sterbehilfe“
22.–26. März 2012	Seminar in Hamburg zum Thema „Kultur, Gesellschaft, Religion – Einflüsse auf das Leben“, Jahrgang XV
12. Mai 2012	Auswahlseminar Jahrgang XVI in St. Martini
4.–8. Juni 2012	Cross-Culture Seminar in Helmstedt, Jahrgang XIV
29. Juni – 1. Juli 2012	Einführungsseminar Jahrgang XVI in Huysburg
3. Juli 2012	Jahresgottesdienst in St. Petri
15.–17. Juli 2012	Entwicklungspolitisches Seminar in Helmstedt
24. Juli – 5. August 2012	Sommerfahrt nach Rodowo/Polen zum Thema „Menschenrechte und Religion“, Jahrgänge XV/XVI
21. August 2012	Auswertung der Auslandsaufenthalte in Timmerlah
11. September 2012	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
15. September 2012	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang XV
24. November 2012	Auswahlgespräche für die Partnerkirchen, Jahrgang XV

14. Dezember 2012	Infoveranstaltung zur Arbeit der Stiftung in St. Martini
27. Dezember 2012	Ehemaligentreffen in Timmerlah

2013

12. Januar 2013	Stiftungstag für alle Stipendiaten zum Thema „Generation Facebook“ in St. Jakobi
16.–20. März 2013	Seminar „Zukunft“ in Hamburg, Jahrgang XVI
22. März 2013	Auswertung der Auslandsaufenthalte in Timmerlah
02. April 2013	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
13. April 2013	Auswahlseminar Jahrgang XVII in St. Martini
10.–12. Mai 2013	Einführungsseminar Jahrgang XVII in Huysburg
11. Juni 2013	Jahresgottesdienst in St. Petri
27. Juni – 14. Juli 2013	Sommerfahrt Jakobsweg, Jahrgänge XVI/XVII
17. August 2013	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang XVI
23. August 2013	Auswertung der Auslandsaufenthalte in Timmerlah
25. August 2013	Benefizkonzert der Stipendiaten in Timmerlah
26. August – 1. September 2013	Cross-Culture Seminar in Helmstedt, Jahrgang XV
30. August – 1. September	Präsentation Stiftung auf dem Tag der Niedersachsen in Vienenburg
8. Oktober 2013	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
19. September 2013	Stiftungstag für alle Stipendiaten zum Thema „Evangelisch – Katholisch getrennt vereint“ in St. Jakobi
2. November 2013	Auswahlgespräche für die Partnerkirchen, Jahrgang XVI
27. Dezember 2013	Ehemaligentreffen in Timmerlah

2014

11. Januar 2014	Stiftungstag für alle Stipendiaten zum Thema „Christen und Moslems – eine Wurzel, zwei Religionen“ in St. Jakobi
5. Februar 2014	Stiftungstag für alle Stipendiaten zum Thema „Weltbürgerin Reformation“ in Timmerlah
13.–16. März 2014	Veranstaltung „Weltbürgerin Reformation“ in Goslar mit anschließendem Besuch von Gästen aus den Partnerkirchen
1. April 2014	Auswertung der Auslandsaufenthalte in Timmerlah
22. April 2014	Rückkehrerabend in Timmerlah
24. Mai 2014	Auswahlseminar Jahrgang XVIII in St. Martini

19.–22. Juni 2014	Seminar in Hamburg zum Thema „Vorurteile“, Jahrgang XVII
27.–29. Juni 2014	Einführungsseminar Jahrgang XVIII in Huysburg
4.–8. Juli 2014	Vorbereitungsseminar für den Auslandsaufenthalt in Huysburg und Timmerlah
8. Juli 2014	Jahresgottesdienst in St. Petri
12.–13. Juli 2014	Vorbereitungsseminar für den Auslandsaufenthalt in Tschechien in Helmstedt
20. Juli 2014	Benefizkonzert der Stipendiaten in Timmerlah
14.–27. Juli 2014	Cross-Culture Seminar in Helmstedt, Jahrgang XVI
25. Juli 2014	Mitwirkung bei „Braunschweig – fair“
31. Juli – 15. August 2014	Sommerfahrt nach Tschechien, Jahrgänge XVII/XVIII
18. Oktober 2014	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang XVII
13. Dezember 2014	Auswahlgespräche für die Partnerkirchen, Jahrgang XVII
27. Dezember 2014	Ehemaligentreffen in Timmerlah

2015

21. Februar 2015	Stiftungstag für alle Stipendiaten zum Thema „Begegnung mit dem Islam“; Besuch und Gespräch in der Moschee Reichsstraße
25.–29. März 2015	Seminar in Hamburg zum Thema „Werte Gesellschaft“, Jahrgang XVIII
25. April 2015	Auswahlseminar Jahrgang XIX in St. Martini
5.–7. Juni 2015	Seminar zum Thema „Natürliches Leben“ für alle Stipendiaten
8.–12. Juni 2015	Vorbereitungsseminar für den Auslandsaufenthalt in Helmstedt
19.–21. Juni 2015	Einführungsseminar Jahrgang XIX in Huysburg
29./30. Juni 2015	Vorbereitungstage für den Auslandsaufenthalt
30. Juni 2015	Jahresgottesdienst in St. Petri
6.–17. Juli 2015	Cross-Culture Seminar in Helmstedt, Jahrgang XVII
19. Juli 2015	Benefizkonzert in Timmerlah
25. Juli – 2. August 2015	Sommerfahrt, Jahrgänge XVIII/XIX
25./26. September 2015	Auswertung der Auslandsaufenthalte in Timmerlah
28. September 2015	Rückkehrerabend auf dem Kirchencampus Wolfenbüttel
02. Oktober 2015	Teilnahme am Fest „52 Jahre Schallplatte“ in Timmerlah
17. Oktober 2015	Vorstellung der Partnerkirchen mit Jahrgang XVIII
14. November 2015	Auswahlgespräche für die Partnerkirchen, Jahrgang XVIII

18. Dezember 2015 Infoveranstaltung zur Arbeit der Stiftung in St. Martini

27. Dezember 2015 Ehemaligentreffen in Timmerlah

2016

9. Januar 2016 Stiftungstag für alle Stipendiaten zum Thema „Obdachlos in Deutschland/Braunschweig“ in St. Jakobi

14. – 21. März 2016 Zwischenseminar für Stipendiaten in den Partnerkirchen

31. März – 3. April 2016 Seminar zum Thema „Geschlechterrollen“, Jahrgang XIX

23. April 2016 Auswahlseminar Jahrgang XX in St. Martini

20. – 22. Mai 2016 Einführungsseminar Jahrgang XX in Helmstedt

5. – 10. Juni 2016 Vorbereitungsseminar für den Auslandsaufenthalt in Gifhorn, Jahrgang XVIII

10. – 12. Juni 2016 Vorbereitungsseminar Sommerfahrt Rodowo/Polen, Jahrgänge XIX/XX

4. Juni 2016 Jahreshochgottesdienst in St. Petri

19. Juli – 1. August 2016 Sommerfahrt nach Rodowo/Polen, Jahrgänge XIX/XX

15. – 26. August 2016 Vorbereitungsseminar für den Auslandsaufenthalt in Helmstedt, Jahrgang XVIII

21. August 2016 Benefizkonzert der Stipendiaten in Timmerlah

26. – 28. August 2016 20 Jahre Stiftung Ökumenisches Lernen

30. August – 4. September 2016 Internationales Seminar zusammen mit Jugendlichen aus den Partnerkirchen in Wittenberg

27. Dezember 2016 Ehemaligentreffen in Timmerlah

13. Juni 2017 Jahreshochgottesdienst in St. Petri

Informationen zu weiteren aktuellen Terminen und Veranstaltungen finden Sie unter:
www.oekumenisches-lernen.de

20 Jahre Stiftung Ökumenisches Lernen





Zukunftsgedicht

Wird unsere Zukunft golden
 oder werden schlimme Dinge uns nur verfolgen?
 Einfluss darauf haben wir wenig
 und trotzdem hoffen wir, wir werden selig
 Die Zukunft ist wohl ungewiss
 aber muss man haben davor Schiss?
 Die Eltern wollen, dass man „ihren“ Weg einschlägt
 aber trotzdem, dass man ihn alleine geht
 Man soll mitten im Leben stehen
 aber wird das für jeden von uns gehen?
 Die Interessen sollten stehen im Vordergrund –
 sonst ist die Lebensfreude ganz schnell schwund

Jeder sollte sein Leben leben wie er mag
 auch, wenn es nur ist für den Tag
 Glückliche werden nach seiner Fassung?
 Ich glaube, das gelingt uns schon
 Machen sollten wir uns nicht zu viele Sorgen
 sondern uns immer freuen auf ein Morgen
 Es wird Glück und Freude uns bringen
 manch Erwachsener kann ein Lied davon singen
 Ob es alles so endet, wie man mag
 weiß man nicht, bis man liegt im Sarg

Torben Hammer



Stiftung Ökumenisches Lernen
 in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig

Geschäftsführer: Harald Welge

Kirchstraße 12

38120 Braunschweig

Telefon: (0531) 84 22 08

Fax: (0531) 84 22 05

stiftung@oekumenisches-lernen.de

www.oekumenisches-lernen.de

Redaktion: Michael Brandt, Jan-Torben Witte und Jacob Kriegel

Layout: PER MEDIEN & MARKETING GmbH, Braunschweig

Fotos: Privat

Braunschweig im August 2016